



**ROSA
LUXEMBURG
STIFTUNG**

UWE SONNENBERG (HRSG.)

**Franz Mehring: Militärische
Schutzhaft und andere
vergessene Schriften**

Mit einer Einführung von Jörn Schütrumpf

Der Häftling Franz Mehring

Vier Mitglieder der SPD sandten am 10. September 1914 an schwedische, italienische und Schweizer Zeitungen eine Erklärung. In ihr distanzieren sie sich von der Einschätzung des im Monat zuvor begonnenen Krieges, die der SPD-Parteivorstand seit Wochen im neutralen Ausland verbreiten ließ.¹ Drei ihrer Namen, die von Dr. Rosa Luxemburg, Clara Zetkin und Dr. Karl Liebknecht, behaupten im europäischen Personengedächtnis bis heute ihren Platz – und zumeist nicht nur dort. Ein Name hingegen wird höchstens beiläufig erwähnt: der des Seniors unter den vier: der von Dr. Franz Mehring (1846–1919).² Alle zusammen bildeten den Kern der späteren «Gruppe Internationale»; als «Spartakusgruppe» ist sie in die Geschichte eingegangen.

Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht leben – auf unabsehbare Zeit – fort: als die Gracchen des 20. Jahrhunderts, Clara Zetkin ebenso: als die Begründerin der weltweiten sozialistischen Frauenbewegung. Mehring, der Historiker und Journalist, dagegen kann nur mit Büchern aufwarten; seine «Gesammelte Schriften» umfassen zwar 15 voluminöse Bände,³ sind aber trotzdem nicht vollständig. Es fehlen nicht nur Mehrings Artikel, die er 1917/18 für den, bis in die jüngste Zeit hinein vergessenen, Stuttgarter «Sozialdemokrat» schrieb,⁴ sondern es wurde von den SED-Bürokraten – aus leicht nachvollziehbaren Gründen – auch ein Text über die deutsche Bürokratie in die «Gesammelten Schriften» nicht aufgenommen.⁵ Auch Mehrings Text über den Militärstaat⁶ wurde nicht goutiert.

Anders scheint es – auf den ersten Blick zumindest – um den hier erstmals wieder publizierten Text «Militärische Schutzhaft. Eine Gefängnisarbeit von Franz Mehring» zu stehen. Er wurde von Rosa Luxemburg im November und Dezember 1918 in zwölf Folgen in der «Roten Fahne» veröffentlicht.⁷ An sich eignete sich dieser Text für DDR-Lesebücher; auch die Bil-

dungsferne heutiger Schul-InsassInnen würde sich durch ihn nicht zwingend vergrößern...

Kommt die Rede auf die «Schutzhaft» im Deutschland des Ersten Weltkrieges – Kaiser Wilhelm II. hatte nach Kriegsbeginn unter diesem Wort umfangreiche Zwangsmaßnahmen ohne gerichtliche Überprüfung verhängt –, kommt zuerst Rosa Luxemburg in den Sinn; allerdings, und das ist ein Problem, meist auch nicht mehr. Rosa Luxemburgs Briefe aus der Haft in Wronke und Breslau öffnen den Blick in die «Schutzhaft»-Praxis, prägen ihn allerdings auch und – verstellen ihn so. Denn trotz allen Terrors des Unrechtsstaates erlebte Rosa Luxemburg in der «Schutzhaft» halbwegs menschenwürdige Bedingungen – soweit das unter diesen Umständen überhaupt möglich war. In Wronke gestattete ihr ein zivilisierter Kommandant, von Beruf Staatsanwalt in Magdeburg, ein Gärtchen anzulegen; im letzten Kriegsjahr durfte sie, wenn auch «in Begleitung», sogar stundenlang durch Breslaus Cafés ziehen, um die von ihr geliebten Törtchen zu genießen.⁸

Franz Mehring hingegen erlebte die ganze Brutalität des preußischen Militärstaates, die ihn zu einer der wichtigsten Anklagen des preußischen Militarismus, zu dem hier vorgelegten Text, veranlasste. Das Copyright für staatsgewollte Menschenverachtung wurde lange vor 1933 ausgestellt. Die Nationalsozialisten mussten nichts neu erfinden. Von den preußischen Staatsterroristen übernahmen sie für ihre Konzentrationslager nicht nur das Wort «Schutzhaft», sondern auch deren Unrechtsstaatpraxis und – «entwickelten sie weiter».

Bleibt die Frage nach dem: Warum bzw. warum nicht?

Geschichte, vor allem die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, war in der DDR des Walter Ulbricht Chefsache.⁹ Für Ulbrichts Geschmack hatte Franz

1 Vgl. Erklärung, in: Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke, Bd. 4, Berlin 1970 ff., S. 5.

2 Vgl. Josef Schleifstein: Franz Mehring – sein marxistisches Schaffen 1891 bis 1919, Berlin 1959; Hans-Dieter Schütt (Hrsg.): Franz Mehring oder: «Der beste zur Zeit lebende Publizist», Berlin 2019.

3 Franz Mehring: Gesammelte Schriften, hrsg. von Thomas Höhle, Hans Koch und Josef Schleifstein, 15 Bände, Berlin 1960–1967.

4 Franz Mehring: Der Tote Punkt, in: Der Sozialdemokrat. Mitteilungsblatt für die Mitglieder des Sozialdemokratischen Verein Stuttgart (USPD), 5. Jg., Nr. 1, 5. Januar 1918; ders.: Klarheit, in: ebenda, Nr. 3, 19. Januar 1918; ders.: Höchste Zeit, in: ebenda, Nr. 19, 11. Mai 1918. Diese Texte sind wiederveröffentlicht in Jörn Schütrumpf: Diktatur statt Sozialismus. Die russische Revolution und die deutsche Linke 1917/18, Berlin 2017, S. 149 ff., 171 ff., 252 ff.

5 Franz Mehring: Die deutsche Bürokratie, in: Leipziger Volkszeitung. Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes, 24. Jg., Nr. 301, 28. Dezember 1917. Dieser Text wird hier das erste Mal wiederveröffentlicht.

6 Ders.: Vom Militärstaat, in: ebenda, 25. Jg., Nr. 11, 14. Januar 1918. Dieser Text wird hier das erste Mal wiederveröffentlicht.

7 Militärische Schutzhaft. Eine Gefängnisarbeit von Franz Mehring, in: Die Rote Fahne. Zentralorgan des Spartakusbundes, 1. Jg., Nr. 6 (21. November 1918), Nr. 7 (22. November 1918), Nr. 8 (23. November 1918), Nr. 9 (24. November 1918), Nr. 11 (26. November 1918), Nr. 14 (29. November 1918), Nr. 17 (2. Dezember 1918), Nr. 20 (5. Dezember 1918), Nr. 26 (11. Dezember 1918), Nr. 33 (18. Dezember 1918), Nr. 38 (23. Dezember 1918), Nr. 41 (27. Dezember 1918).

8 Vgl. Arthur Gertel: Souvenirs sur Rosa Luxembourg, in: Rosa-Luxemburg-Stiftung, Archiv des Büros Warschau, Nachlass Feliks Tych; teilweise veröffentlicht unter Arthur Gertel: Luxemburgs Gefängniswärter erzählt, in: Neues Deutschland, 12. Januar 2019.

9 Selbst seine vielbändige «Werkausgabe» ließ Walter Ulbricht unter dem Titel «Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Aus Reden und Aufsätzen» erscheinen.

Mehring die falschen Leute getroffen. Oskar Cohn¹⁰ und Siegfried Weinberg¹¹ waren Mehrings Anwälte – beides keine Kommunisten, sondern als linke Sozialdemokraten Konkurrenten der Kommunisten. Ernst Meyer,¹² nicht nur in der Haft Mehrings enger Freund, war bis zu seinem frühen Tod 1930 der Einzige in der KPD-Führung, der Thälmann, Ulbrichts Förderer, Paroli bot. Vollständig brach in der KPD der Sozialfaschismus-Wahnsinn erst aus, als sich Meyer zum Sterben ins Sanatorium zurückzog – und niemand von seinen Genossen ihn besuchte, auch der strebsame Ulbricht nicht, der wusste, dass er Meyer nie auch nur das Wasser würde reichen können. Und dann war auch noch Franz Klühs,¹³ ein Märtyrer der Berliner Stadtvogtei, der trotz seines Widerstandes gegen die Kriegspolitik seines Parteivorstandes in der SPD blieb und dort nach der Novemberrevolution – als Linker – aufstieg.

Auch dass Rosa Luxemburg Mehrings Text veröffentlicht hatte, war für Ulbricht kein unbedingtes Prä. Für

ihn reimte sich Luxemburg auf den Lenin-Stalinschen Luxemburgismus, eine «halb-menschewistische» Ideologie, die Stalin von seinen Hilfwilligen hatte «ausarbeiten» lassen und die mit Rosa Luxemburg und ihrem Alliierten Franz Mehring so viel zu tun hatte wie die Bergpredigt mit der Politik des Vatikans. Um den Ton einzufangen, in dem Rosa Luxemburg und Mehring miteinander umgingen, werden die unter den Teppich gekehrten Texte Mehrings durch die «Gefängnispoesie» von Franz Mehring, Ernst Meyer und Rosa Luxemburg ergänzt, die schon Mathilde Jacob veröffentlichte.¹⁴

Das Schicksal, das Ulbricht in seiner Infantilität Mehrings Text zudachte, hat längst ihn selbst dorthin geschleudert, von wo er wohl nicht so schnell wieder herausgeholt werden wird: in die Vergessenheit. Es folgt Mehring, ungekürzt – unverfälscht ohnehin.¹⁵

Jörn Schütrumpf

10 Oskar Cohn (1869–1934) arbeitete seit 1899 mit Theodor und Karl Liebknecht in einer Kanzlei zusammen. 1912 bis 1918 war er für die SPD Mitglied des Reichstages, wechselte 1916 in die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft und 1917 in die USPD. Bis November 1918 war er Rechtsbeistand der sowjetrussischen Botschaft in Berlin, schloss sich aber nicht dem Spartakusbund an.

11 Der Sozialdemokrat Siegfried Weinberg (1880–1932), ab 1917 Mitglied der USPD, war einer der linken Rechtsanwälte Berlins, u. a. einer der Anwälte Rosa Luxemburgs.

12 Der politische Redakteur des «Vorwärts» Dr. Ernst Meyer (1887–1930) war 1915 vom Parteivorstand der SPD fristlos entlassen worden, 1915 und 1916 hatte er an den internationalen sozialistischen Konferenzen in Zimmerwald und Kiental teilgenommen und 1918 den Spartakusbund im Vollzugausschuss der revolutionären Obleute vertreten; er war Mitbegründer der KPD und zeitweise ihr Vorsitzender. Ausführlich dazu Florian Wilde: Revolution als Realpolitik. Ernst Meyer (1887–1930) – Biographie eines KPD-Vorsitzenden, Konstanz und München 2018.

13 Franz Klühs (1878–1938) war ab 1900 bei verschiedenen sozialdemokratischen Parteizeitungen als Redakteur tätig, ab 1920 stellvertretender Chefredakteur des «Vorwärts», er starb an den Folgen der ab 1933 erlittenen Folterungen.

14 Vgl. FN 55.

15 Wir danken Hertha Franke und Heike Schmelter für ihre wichtigen Arbeiten bei der Zusammenstellung der Texte!

Militärische Schutzhaft

Eine Gefängnisarbeit von Franz Mehring

Weshalb ich diese Schrift verfasst habe und weshalb ich sie veröffentliche, geht aus der folgenden Darstellung hervor. Hier nur ein paar einzelne Fingerzeige.

Zunächst verwahre ich mich dagegen, als ob ich mich irgendwie als Märtyrer der militärischen Schutzhaft aufspielen wolle. Ich wäre ein schlechter Sozialdemokrat, wenn ich groß darüber greinte, dass ich ein paar Monate hinter Schloss und Riegel habe sitzen müssen, ohne dass mir irgendein Verstoß auch nur gegen die Kautschukschutzparagraphen des deutschen Strafgesetzbuches nachgewiesen worden wäre. Bei aller Anerkennung der guten Absicht habe ich es aber peinlich empfunden, dass mein Fall – dank dem Umstande, dass ich bereits das siebzigste Lebensjahr zurückgelegt habe und an mancherlei Altersgebrechen leide – häufiger und nachdrücklicher im Reichstage erwähnt worden ist,¹⁶ als andere Fälle, die viel schlimmer lagen.

Meine wirtschaftliche Existenz wurde durch die militärische Schutzhaft zwar auch schwer geschädigt, aber doch nicht in Grund und Boden zerstört. Ich konnte mir den einfachen Topf bürgerlicher Häuslichkeit, an den ich gewöhnt bin, in den Kerker schicken lassen, und brauchte nicht den nagenden Hunger zu spüren, der bei der quantitativ, noch mehr als qualitativ unzulänglichen Gefängniskost täglich in den Eingeweiden der proletarischen Genossen wühlte, die mein Schicksal teilten, und binnen weniger Wochen aus dem kräftigsten Körper eine bleiche Schattengestalt machte. Ich brauchte nicht die noch viel fürchterlichere Qual zu erdulden, womit die Sorge um die hungernde Familie, den eigenen Hunger ins völlig Unerträgliche steigerte. Endlich brauchte ich mir nicht das Hirn darüber zu zermartern, welcher feigen Denunzianten oder welcher polizeilichen Marotte ich die Haft verdankte. Darüber war ich wenigstens nach den ersten drei Wochen unterrichtet. Und wenn ich schuldlos war vor meinem sittlichen Bewusstsein

und den Gesetzen des Staates oder, wie die Dichter zu sagen pflegen, vor Gott und den Menschen, so war ich doch nicht schuldlos wenn anders Talleyrand Recht hat, dass eine Dummheit strafbarer sein kann als ein Verbrechen.¹⁷

Hätte ich behauptet, das Generalkommando in den Marken würde seine gesetzlich ohnehin anfechtbaren Befugnisse so weit ausdehnen, den Paragraphen der Reichsverfassung, der das Briefgeheimnis verbürgt, unter seine Füße zu rollen, so würde ich mit dieser Behauptung unzweifelhaft gegen die Beleidigungsparagraphen des Strafgesetzbuches verstoßen haben. Das habe ich nun gewiss nicht getan, vielmehr des guten Glaubens gelebt, das Generalkommando in den Marken werde in seinem gesetzlichen Sinn die Reichsverfassung achten, allein dieser gute Glaube war eben eine jener Dummheiten, auf die Talleyrands Wort vollkommen zutrifft.

Wenn ich also weit entfernt bin von einer weinerlichen Darstellung dessen, was ich in der militärischen Schutzhaft erlebt habe, so kann ich mich deshalb doch nicht zu dem harmlos humoristischen Ton bekennen, den meine pommerschen Landsleute Fritz Reuter und Arnold Ruge in ihren Erinnerungen aus preußischer Kerkerhaft angeschlagen haben.¹⁸ Beide waren Philister geworden, als sie schrieben, und vor diesem härtesten Alterleiden hat mich ein gütiges Schicksal bewahrt. Eben das Philistertum traf Franz Ziegler¹⁹ mit dem scharfen, aber treffenden Worte, Reuter sei so ein echter Deutscher, dass er über die infamste Rechtsverhöhnung noch scherzen könne.

Viel günstiger, und zwar mit Recht, urteilte Ferdinand Freiligrath über Ruges Erinnerungen aus Köpenick und Kolberg. Er meinte, Ruge habe sich seinen Humor nicht rauben lassen und dadurch bewiesen, dass ihn die Schufte nicht untergekriegt hätten. Sicherlich darf man sich nicht von Schuftten unterkrie-

16 «Für diese seelisch und materiell gleich furchtbare Situation der in Schutzhaft Befindlichen scheinen die Herren von der Regierung allerdings kaum einen Funken von Verständnis zu besitzen. Herr Dr. Helfferich sagte in der Budgetkommission des Reichstages zum Falle Mehring ganz naiv: «Es ist doch besser, daß Herr Mehring in Schutzhaft sitzt, als daß er in Freiheit bleibt und etwas begeht, wofür er bestraft werden müßte.» [...] Meine Herren, nach dieser Logik sperrt man am besten alle Leute ein und bewahrt sie dadurch davor, daß sie eine Gesetzesverletzung begehen könnten.» Wilhelm Dittmann im Reichstag, 28. Oktober 1916, in: Verhandlungen des Reichstags. XIII. Legislaturperiode. II. Session, Bd. 308: Stenographische Berichte. Von der 61. Sitzung am 7. Juni 1916 bis zur 80. Sitzung am 12. Dezember 1916, Berlin 1916, S. 1876. – Karl Helfferich (1872–1924), Bankier und führender Vertreter der antisemitischen deutschen Rechten, verantwortete ab 1915 als Staatssekretär im Reichsschatzamt die Kriegsfinanzierung durch Anleihen, die den Staat hoch verschuldeten und voll auf eine Refinanzierung durch die Verlierer des Krieges zugeschnitten war.

17 «Es war schlimmer als ein Verbrechen, es war eine Dummheit.» Charles Maurice de Talleyrand (1754–1838); 1797 bis 1815 war er französischer Außenminister, später Botschafter in Großbritannien.

18 Vgl. Fritz Reuter: Olle Kamellen, zweiter Theil, Wismar 1862, später unter dem Titel: Ut mine Festungstid (Aus meiner Festungszeit); Arnold Ruge: Aus früherer Zeit, 4 Bände, Berlin 1862–1867.

19 Zu Franz Ziegler (1803–1876), einem liberalen Demokraten, der einige Zeit Bürgermeister der Stadt Brandenburg war und nach 1848 in Preußen im Gefängnis saß sowie zu Lassalles Vertrauten zählte, vgl. Franz Mehring: Die Lessing-Legende, Berlin 2013, S. 61–66 und 68–71.

gen lassen. Und seinen Humor muss man behalten, aber bei Rüge fehlt ebenfalls der dunkle Hintergrund, und der «infamsten Rechtsverhöhnung» hat auch er keineswegs ihr gebührendes Recht widerfahren lassen.

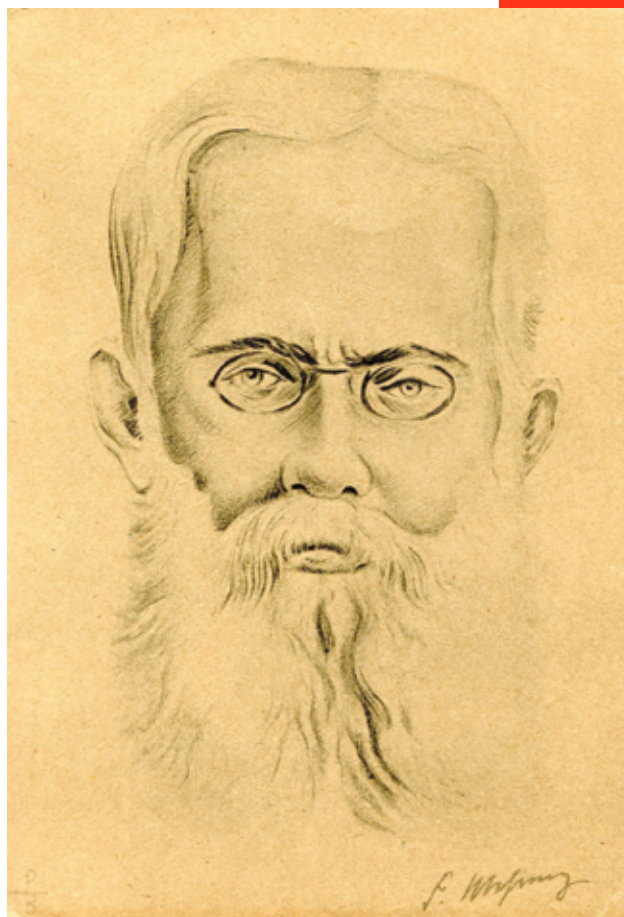
Das Ideal, dem ich bei der Abfassung dieses Büchleins nachtrachtete – ob ich es nun erreicht habe oder nicht – war vielmehr: souveräner Humor, so wenn man für seine Person von der Höhe moderner Gesittung auf barbarische Zustände herabblicken darf, aber grimmiger Hass und Hohn, soweit man seine Mitmenschen unter solchen Zuständen leiden sieht.

I. DER GESTIEBERTE²⁰ BRIEF

Am 15. August 1916 wurde ich morgens 6 Uhr in meiner Steglitzer Wohnung auf Befehl des Oberkommandos in den Marken²¹ verhaftet,²² nach einer erfolgten Haussuchung, die drei Polizisten vornahmen. Ein schriftlicher Verhaftsbefehl wurde mir nicht vorgelegt, ebensowenig ein Grund der Verhaftung angegeben, auch wurde mir nicht gestattet, irgendwelche häuslichen oder geschäftlichen Verfügungen für die Zeit meiner Abwesenheit zu treffen.

Ich will den Leser jedoch nicht so lange in der Spannung über den Grund meiner Verhaftung erhalten, in der ich mich drei Wochen lang befand. Das Urteil des Kriegsgerichts, das den Genossen Karl Liebknecht wegen versuchten Landesverrats zu dritthalb Jahren Zuchthaus verurteilte, hatte in den deutschen und namentlich in den Berliner Arbeiterkreisen eine ebenso bewegte wie gewaltige Erregung hervorgerufen, die sich in einer Reihe vom Demonstrationstreiks entlud, in Berlin allein beteiligten sich 55000 Arbeiter daran.

Diese Erregung erwachte vom neuen, als bekannt wurde, dass der Gerichtsherr gegen das Urteil des Kriegsgerichts Berufung an das Oberkriegsgericht eingelegt hatte, weil die erste Instanz nur auf das niedrigste, gesetzlich zulässige Strafmaß für das angebliche Verbrechen Liebknechts erkannt und die Reinheit der Beweggründe betont hatte, durch die Liebknechts Handlungsweise veranlasst worden war. So bildete sich ein Komitee von Arbeitern, das über



Ansichtskarte mit einer Zeichnung von Franz Mehring, hrsg. von SED Kreis Leipzig, Abteilung Werbung und Schulung/Wikimedia

einen Protest gegen die drohende Verschärfung des über Liebknecht gefällten Urteils beraten wollte und den Wunsch aussprach, sich darüber mit den beiden Richtungen der sozialdemokratischen Opposition – der Spartakusgruppe und der damals so genannten Arbeitsgemeinschaft – zu verständigen.

Die Absicht des Arbeiterkomitees war uns sehr sympathisch, und sein Wunsch erschien uns sehr berechtigt. Ich wurde von der Spartakusgruppe beauftragt, mit der Arbeitsgemeinschaft zu verhandeln, und teilte deshalb am 13. August dem Genossen Herzfeld²³ den Wunsch des Komitees mit, woran ich den Vorschlag einer Zusammenkunft für den Abend des 15. oder 16. August knüpfte, in der je zwei Mitglieder vom Arbeiterkomitee sowie von Herzfelds sowie von meinen politischen Freunden über eine «etwaige Kundgebung» gegen die Verhandlung zweiter Instanz in Sachen Liebknechts beraten sollten. Ich erbot mich,

20 Anspielung auf Wilhelm Stieber (1818–1882), einen preußischen Polizeirat, der 1851 u. a. Marx in dessen Londoner Exil ausspionierte und sich im Kölner Kommunistenprozess 1852 als Hauptzeuge der Anklage derartig blamierte, daß er nicht mehr für politische Untersuchungsverfahren eingesetzt werden konnte.

21 Das Oberkommando in den Marken war eine Kommandobehörde der Preußischen Armee in den Jahren zwischen 1848 und 1920. Während des Ersten Weltkrieges fungierte der Oberbefehlshaber in den Marken als Militärbefehlshaber für Berlin und die Provinz Brandenburg. Der Oberbefehlshaber in den Marken war auch der einzige Militärbefehlshaber, mit dem der Kaiser dienstlich verkehrte. So verkündete Generaloberst Gustav von Kessel als Oberbefehlshaber in den Marken am 31. Juli 1914 den Kriegszustand für seinen Befehlsbereich und übernahm die vollziehende Gewalt.

22 Mehring kam am 9. Oktober 1916 ins Lazarett, erst kurz vor Weihnachten wurde er auf freien Fuß gesetzt.

23 Joseph Herzfeld (1853–1939) gehörte als Reichstagsabgeordneter der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft an, 1917 Mitbegründer der USPD, ab 1920 Mitglied der KPD-Reichstagsfraktion.

da die Zeit drängte – der Termin der Verhandlung war auf den 23. August festgesetzt –, den Entwurf eines Flugblattes mitzubringen und bemerkte noch – aus Rücksicht auf gewisse Eifersüchteleien, die ich nicht bei dem Genossen Herzfeld, aber bei manchem seiner Freunde voraussetzen einigen Anlass hatte –, man werde in meinem Anerbieten hoffentlich keine Aufdringlichkeit erblicken, da ich ja schon früher mit der Abfassung von Flugblättern betraut gewesen bin.

Es ist mir leider unmöglich, diesen Brief in seinem gesamten Wortlaut hier wiederzugeben, da er von der Polizei aufgefangen wurde, infolge der Briefsperrung, die inzwischen von dem Oberkommando in den Marken über den Genossen Herzfeld, hinter dessen Rücken und unter grober Verletzung der Reichsverfassung, verhängt worden war. Des Inhalts entsinne ich mich aber vollkommen genau und will hier gleich feststellen, dass dieser Inhalt von dem Staatssekretär Helfferich in der Sitzung des Reichstags vom 28. Oktober 1916 und, wie es scheint, schon vorher in dem Hauptausschuss des Reichstags, vollkommen unrichtig angegeben worden ist.²⁴

In jener Sitzung des Reichstags hatte Genosse Dittmann in seiner prächtigen Rede daran erinnert, dass Herr Helfferich in dem Hauptausschuss gesagt habe: «Es ist doch besser, dass Herr Mehring in Schutzhaft sitzt, als dass er in Freiheit bleibt und etwas begeht, wofür er bestraft werden könnte.» Daraus hatte Genosse Dittmann gefolgert, das Ideal des Herrn Helfferich sei jenes deutsche Nationalzuchthaus, von dem schon Heinrich Heine mit blutigem Sarkasmus gesprochen habe. Herr Helfferich bestritt, die fragliche Äußerung getan zu haben, obgleich andere Mitglieder des Hauptausschusses dem Genossen Dittmann bestätigten, dass er diese Äußerung genau so wiedergegeben habe, wie sie gefallen sei. Herr Helfferich führte dagegen aus: «Ich habe nach meiner Erinnerung ungefähr folgendes gesagt, wobei ich bemerken darf, dass der Fall festgestellt worden ist, durch die Korrespondenz, aus der hervorging, dass Herr Dr. Mehring an der Anzettlung von sogenannten Friedensdemonstrationen auf dem Potsdamer Platz beteiligt gewesen war. Ich habe im Anschluss an diese Feststellung gesagt: Niemand ist wohl so naiv, Friedensdemonstrationen auf dem Potsdamer Platz in diesen Zeiten als etwas Harmloses anzusehen. Wir wissen, was daraus werden kann. Ich habe dann hinzugefügt, obwohl Dr. Mehring über siebzig Jahre alt ist, ist es mir lieber, er sitzt in Schutzhaft, als es liegen Tote auf dem Potsdamer Platz. Das halte ich aufrecht.» Wenn es mit der Ablehnung des Staats-

sekretärs Helfferich gegenüber dem Genossen Dittmann nicht besser bestellt ist als mit seinem Bericht über den Inhalt der «Korrespondenz» – beiläufig etwas pomphaften Ausdruck für einen gestieberten Brief von etwa fünfzehn bis zwanzig Zeilen, den der Adressat nie erhalten und also auch nie beantwortet hat –, so ist es allerdings sehr schlecht um sie bestellt.

In meinem Briefe sind mit keiner Silbe «Friedensdemonstrationen auf dem Potsdamer Platz», an deren «Anzettlung» ich «beteiligt» gewesen sei oder mich «beteiligen» wollte, erwähnt oder nur angedeutet worden. Ich wiederhole, dass er nichts enthielt als den Vorschlag einer Zusammenkunft von sechs Parteigenossen, die darüber beraten sollten, ob eine «etwaige Kundgebung» gegen einen drohenden Justizmord möglich und ratsam sei. Selbstverständlich ist völlig ausgeschlossen, dass Herr Helfferich dem Reichstage wissentlich unwahre Tatsachen erzählt hat. In seiner ja recht netten Nachahmung Bismarcks im Räuspern und Spucken hat er nur ganz Bismarcks staatsmännische Wertung übersehen: Die Agenten der Polizei lügen und übertreiben in unverantwortlicher Weise, um ihre Albernheiten im Brillantfeuerwerk der Staatsrettung erscheinen zu lassen. Herr Helfferich hat – zweifellos in guten Treuen – dem Reichstage erzählt, was ihm irgendein Polizeier vorgelegen hat.

Wohl war die Pflasterung des Potsdamer Platzes mit Toten seiner eigenen Phantasie entsprungen, deren kühnen Sprüngen mein beschränkter Untertanenverstand anfangs nicht zu folgen vermochte. Wäre ich an der «Anzettlung von sogenannten Friedensdemonstrationen auf dem Potsdamer Platz beteiligt gewesen», wie ich es leider nicht gewesen bin, so würde ich immer noch nicht begreifen, weshalb eine Massenkundgebung deutscher Männer und Frauen für einen Frieden, der einer grauenvollen Massenschlächterei und einem wirtschaftlichen Elend ohne Gleichen ein Ziel setzen will, durch deutsche Soldaten niedergemetzelt werden muss, so dass viele Tote auf dem Potsdamer Platz liegen.

Erst spät ging mir ein Licht auf, als der deutsche Botschafter Helfferich bei der Sowjetrepublik nach wenigen Tagen von seinem Posten ausriss, aus Sorge, sein kostbares Blut auf einem Moskauer Platze dahinströmen zu sehen.²⁵ Die persönliche Abneigung dieses Herren, den süßen Tod fürs Vaterland zu sterben, lässt ihn im Vorgarten blutiger Phantasien hin- und hertaukeln.

24 Vgl. Karl Helfferich im Reichstag, 28. Oktober 1916, in: Verhandlungen des Reichstags. XIII. Legislaturperiode. II. Session, Bd. 308, S. 1884.

25 Karl Helfferich wurde nach der Ermordung des deutschen Botschafters in Sowjetrußland Wilhelm von Mirbach-Harff (6. Juli 1918) als dessen Nachfolger nach Moskau entsandt, brach seine dortige Tätigkeit aber bereits nach zehn Tagen ab.

II. ZWEI VERNEHMUNGEN

In dem Urteil über die Methoden der politischen Polizei bin ich durch und durch Bismärcker. Nur dass ich auch ihre intellektuellen Eigenschaften ebenso tief stelle, wie Bismarck ihre moralischen. Es gibt auf der weiten Welt keine ausgesuchteren Töpel als die Nicht-Gentlemen, wie selbst der Spitzelvater v. Puttkamer²⁶ sozialistengesetzlichen Andenkens sie taufte, oder die Achtgroschenjungen, wie der Volksmund sie nennt. Das liegt schon in der Natur der Sache. Man müsste ja an der Menschheit verzweifeln, wenn es Menschen gäbe, die auch nur zu bescheidensten nützlichen Tätigkeit bereit und fähig wären und sich gleichwohl einem Gewerbe widmeten, das jeder ehrliche Spitzbube verachtet.

Seit Beginn des Krieges war ein mindestens ebenso dichter Hornissenschwarm von Spitzeln gegen die deutsche Arbeiterbewegung losgelassen wie einst in den Tagen des Sozialistengesetzes. Und ihre gegenwärtigen Leistungen waren ganz von demselben Kaliber wie ihre damaligen. Das ist abermals selbstverständlich. Wenn Elemente, die noch tief unter der bürgerlichen Kultur stehen, über die gewaltigste Kulturbewegung der Weltgeschichte berichten sollen, so kann dabei nicht mehr herauskommen, als wenn ein Australneger²⁷ einen Abriss der Hegelschen Philosophie schreiben wollte. Es ist jedoch der Unterschied, dass der literarische Versuch des Australnegers ein harmloses Vergnügen sein würde, während die Spitzel hunderte ehrenwerter Staatsbürger ins Unglück stürzen, um ihren Sündenlohn zu verdienen und sich vor dem Schützengraben zu sichern, ein Umstand beiläufig, der sie doppelt so blind und toll machte, wie sie schon zur Zeit des Sozialistengesetzes waren.

Was sie tatsächlich aus der Berliner Arbeiterbewegung herausgeschüttelt haben, so wie sie sich seit Beginn des Krieges entwickelt hatte, ist nicht einmal so viel, wie ein Spatz auf seinem Schwanz davontragen könnte. Deshalb entwickelte sich ihr Fabuliertalent, das Bismarck so drastisch geschildert hat,²⁸ mit verzehnfachter Dampfkraft, sobald ihnen einmal ein plumper Gewaltstreich einen Fetzen Papier in die Hände spielt. So erzählte, wie die Zeitungen berichteten, ein Vertreter der Reichsregierung in dem Hauptausschuss des Reichstages nach polizeilichen Berichten, ich sei der Haupthebel der Berliner Straßenkundgebungen, denn nach meiner Verhaftung hätten sie aufgehört. Die Berliner Arbeiter, die das

gelesen haben sollten, werden von unbändiger Heiterkeit ergriffen worden sein, und ebenso erstaunten auswärtige Parteiblätter über die großartige Personenkenntnis der Regierung in Sachen der sozialdemokratischen Partei, in der sozusagen jedes Kind wisse, dass ich in ihr stets nur literarisch, aber niemals organisatorisch tätig gewesen bin.

In welcher Weise die politische Polizei auf meinen Fährten jagte, nachdem einige Zeilen meiner Handschrift gesetzwidrig in ihre Hände gelangt waren, will ich hier nur an einem Beispiel nachweisen, das ihre Dummheit wie ihre Infamie gleichermaßen beleuchtet. Einige Tage nach meiner Verhaftung, am 22. August, wurde unser Hausfräulein, Martha Büch, aufs Polizeipräsidium geschleppt, wo ein «höherer» Polizeikerl sie «vernahm», wie folgt: «Wissen Sie, weshalb M[ehring] verhaftet ist? Das weiß ich nicht. – Sagen Sie den Namen des Fräuleins, dem M[ehring] immer die Briefe diktiert. Bei uns ist kein Fräulein weiter. – Bringen Sie die Briefe bis nach Berlin, wo sie mit der Schreibmaschine abgeschrieben werden? Ich habe noch nie Briefe fortgebracht zum Abschreiben. – Führt M[ehring] oft nach Berlin und geht er oft aus? Ich frage ihn nicht danach, wohin er geht. – Haben Sie öfter Schriften nach der Druckerei gebracht oder abgeholt? Ich habe nie Schriften fortgebracht oder abgeholt. – Haben Sie Briefe nach der Post gebracht, und wo sind diese hingegangen? Ich habe öfter Briefe fortgebracht, weiß aber nicht, wo diese hingegangen sind. – Wie lange sind Sie bei M[ehring]? Bald vier Jahre. – Da müssen Sie doch mit allen Sachen sehr vertraut sein. Haben Sie es gut bei M[ehring]? Ja, sehr gut. – Sie dürfen bei Ihren Aussagen keine Rücksicht auf M[ehring] nehmen, denn falls er Sie entlässt, werden Sie alle Tage eine andere Stellung finden. Nennen Sie die Namen der Damen und Herren, die bei M[ehring] verkehrt haben. Ich kenne wohl die Herrschaften wieder, weiß aber ihre Namen nicht. – Die müssen Sie wissen. Hat Ihnen Frau M[ehring] verboten, etwas auszusagen? Das hat sie nicht getan. – Kennen Sie einen Dr. Herzfeld? Den Namen habe ich noch nie gehört. Ist dieser kleine dicke Herr nicht öfters dagewesen, besonders in den letzten Tagen? Das weiß ich nicht, weil ich nicht immer da bin; gesehen habe ich ihn nie. – Kennen Sie Dr. Liebknecht? Ja, den kenne ich. – Wenn Sie den kennen, müssen Sie die anderen Herren auch kennen. Die Namen weiß ich nicht. – Öffnen Sie immer die Tür? Nicht immer, da ich viel wegen Besorgung der Lebensmittel unterwegs bin. – Wer räumt M[ehring]s Zimmer auf? Das räume ich auf. –

26 Robert Viktor von Puttkamer (1828–1900) exekutierte als preußischer Innenminister zwischen 1881 und 1888 das gegen die Sozialdemokratie gerichtete Sozialistengesetz (1878–1890) und versuchte, liberale Beamte aus dem Staatsdienst zu entfernen und durch konservative zu ersetzen.

27 Gemeint ist ein Angehöriger der australischen Aborigines.

28 «Die Polizeiaagenten, aus Mangel an Stoff, lügen und übertreiben unverantwortlich.» Bismarck an Manteuffel, 14. August 1852, zit. in Dieter Fricke: Bismarcks Prätorianer. Die Berliner politische Polizei im Kampf gegen die deutsche Arbeiterbewegung (1871–1898); Berlin 1962, S. 89. Dort auch weitere Bismarck-Zitate.

Haben Sie beim Aufräumen nicht oft Schriften und Briefe gefunden, und wissen Sie, was darin stand? Ich habe beim Aufräumen niemals Schriften und Briefe nachgesehen. – Wissen Sie, was ein Manuskript und ein Vervielfältigungsbüro ist? Das weiß ich nicht. – Es kommt mir so vor, als ob Ihnen die ganze Sache unangenehm ist, deshalb antworten Sie auf jede Frage: Das weiß ich nicht. Ist man vier Jahre auf einer Stelle, so muss man mehr auszusagen wissen. Überlegen Sie sich die Sache noch einmal, ist Ihnen die Freiheit lieber, dann sagen Sie die Wahrheit. Ich habe die Wahrheit gesagt; ich kann doch nicht lügen und sagen, was ich nicht weiß. – Sie werden eine Zuschrift vom Oberkommando erhalten, da werden Ihnen dieselben Fragen noch einmal vorgelegt werden. Wenn Sie dann ebenso wenig Auskunft geben, so werden Sie eingesperrt, und das kann schließlich lange dauern. Wenn man Pech hat, sogar bis zu Ende des Krieges. Ich habe davor keine Angst; ich kann dann wieder nur sagen, was ich weiß und was wahr ist.

So viel über diesen niederträchtigen Versuch der politischen Polizei, durch Drohungen falsche Zeugetaussagen zu erpressen. Glücklicherweise ist unser Hausfräulein ein so gescheites wie tapferes Mädchen, das sich nicht verblüffen lässt. Ebenso wenig wie sich die Genossinnen Hermine Strey und Elisabeth Trobach verblüffen ließen, als sie wirklich eingesperrt wurden und noch dazu mit einer Prostituierten in einer Zelle. Fürwahr ein erhebendes Bild, wie diese berufenen Stützen von Thron und Altar ihre seelenläuternde Tätigkeit an jungen Mädchen erproben, die sie für wehrlos halten, und dennoch nichts heimbringen, als derbe Backpfeifen.

Nach dreiwöchigen heißen Bemühungen erwiesen sich alle Fährten, auf denen ich verfolgt wurde, durchweg als kalt. So wurde noch versucht, ob sich aus einem Brief an den Genossen Herzfeld nicht noch etwas herausholen ließe. Am 6. September erschien Herr Kriegsgerichtsrat Wolff, Militärhilfsrichter und Abteilungsvorsteher in der Kommandantur der Residenzstadt Berlin, in der Stadtvogtei, wo ich brummte, und legte mir einen gestieberten Brief mit der Frage vor, ob ich ihn geschrieben hätte und wer die darin erwähnten Personen seien. Die Auskunft darüber verweigerte ich ebenso selbstverständlich, wie ich mich als Verfasser des Briefes bekannte. Der Herr Kriegsgerichtsrat fragte darauf, ob die Zusammenkunft stattgefunden habe und was auf ihr beschlossen worden sei. Ich erwiderte, was am Abend des 15. oder 16. August geschehen sei, könne ich unmöglich wissen, aus dem zwingenden Grunde, weil ich am Morgen des 15. August in der Stadtvogtei säße, doch dränge sich mir die Vermutung auf, dass die von mir vorgeschlagene Zusammenkunft nicht stattgefunden habe, da der Brief, worin ich sie vorschlug, überhaupt

nicht in die Hände des Adressaten gelangt sei. Nach hartem und langem Nachdenken erkannte der Herr Kriegsgerichtsrat an, dass meine Vermutung nicht unberechtigt sei, und fragte nun, welche «etwaige Kundgebung» ich persönlich vorgeschlagen haben würde, wenn die Zusammenkunft stattgefunden hätte. Es wäre mein gutes Recht gewesen, die Antwort auf diese inquisitorische Frage zu verweigern, doch wird man begreifen, dass es mir widerstand, solchen Gegnern gegenüber etwas zu tun, was auch nur entfernt nach einer Ausflucht aussähe. Ich sagte also, wenn die Zusammenkunft stattgefunden hätte, so würde ich für meine Person eine Straßenkundgebung von der Art angeraten haben, wie sie schon auf dem Potsdamer Platz stattgefunden hätten. Schließlich gab ich auch über die Flugblätter, mit denen ich «betraut» gewesen sei, bereitwillig Auskunft, mit der die heilige Hermandad freilich nicht viel anfangen konnte; die Verbreiter dieser Flugblätter waren entweder überhaupt nicht vom Staatsanwalt belangt, oder soweit sie es waren, waren sie von den Gerichten freigesprochen worden; auch war ihr etwa strafwürdiger Inhalt längst der pressgesetzlichen Verjährung verfallen, da sie in der Zeit verfasst waren, wo beide Richtungen der sozialdemokratischen Opposition gemeinsam gearbeitet hatten.

Das Ergebnis dieses Inquisitoriums war also auch recht dürftig, bis auf die konditionelle Bemerkung über den «Potsdamer Platz», aus der die üppige Phantasie des Herrn Helfferich ein bluttriefendes Zukunftsbild entwickelte. Sein damaliges Versprechen freilich, die Arbeiterklasse nicht «beunruhigen» zu lassen, haben er und seine Konsorten ehrlich gehalten; jede «Unruhe», die im Proletariat deshalb entstand, dass es Millionen über Millionen seiner Angehörigen auf die Schlachtbank liefern musste, haben sie durch immer neue Lügen zu ersticken gewusst. Dafür gebührt ihnen auch ausschließlich der Ruhm, ganz aus eigener Kraft das deutsche Volk in einen Abgrund der Not und der Schande geschleudert zu haben, wie er in der Weltgeschichte sonst noch niemals aufgeklafft ist.

III. IN DER STADTVOGTEI

Das «Militärgewahrsam», in das die ausländischen Zivilgefangenen und die deutschen Schutzgefangenen von dem Oberkommando in den Marken abgeschoben wurden, war ein für diesen Zweck gemieteter Teil der Stadtvogtei, eines Gefängnisses, das für ganz kurzfristige Haftstrafen bestimmt und darnach eingerichtet ist.

Hunderte enger Zellen – ich bewohnte nacheinander die Nummern 649, 661 und 652 – von einem Raumin-

halt, der zwischen 13 und 18 Kubikmeter schwankt, aber meistens 16 Kubikmeter beträgt. Nur wenige Zellen sind geräumiger, waren dann aber auch mit einer entsprechend größeren Zahl von Gefangenen besetzt. Nur zwei englische Zivilgefangene verfügten jeder über ein großes Zimmer; weshalb sie bevorzugt wurden, ist mir nicht genau bekannt und ohne besonderes Interesse; sie wurden von niemandem beneidet, da sie gastlich genug dachten, ihre Türe offen zu halten für alle, die danach gelüstete, einmal einige Atemzüge in menschenwürdigen Räumen zu tun. Wie es mit Luft und Licht in den engen Zellen aussah, braucht nicht erst gesagt zu werden; wer in einem der beiden oberen Stockwerke zu «liegen» kam, konnte noch von Glück sagen; in den drei unteren Stockwerken herrschte Kellerluft und war selbst an sonnigen Tagen das Lesen schwer.

Die Ausstattung der Zellen war ihrer durchaus würdig. Ein an die Wand geschnalltes Bett und ihm gegenüber eine kleine, an die Wand geschnallte Holzplatte, die herabgelassen einen Tisch vorstellen sollte, ein hölzerner Schemel ohne Lehne, ein irdener Wasserkrug und ein Waschbecken von Email, in einer Ecke Handbesen, Scheuerlappen und Schippe, in einer anderen ein paar Bretter, auf denen in trauer Harmonie ein neues Testament, ein Gesangbuch, ein Kamm, eine Bürste und ein Salzfass standen, das war alles oder beinahe alles. Die geringe Minderzahl der größeren Zellen hatte wenigstens Wasserspülung; die große Mehrzahl der kleinen Käfige schmückte sich mit einem Kübel, der eine ehrwürdige Ahnenreihe bis in die Kerker des alten Roms verfolgen darf. Wenn morgens die Zellen aufgeschlossen wurden, sah man die Gefangenen in langen Reihen durch die Korridore wallen, in andächtiger Stille, die Opferschale sorgsam in beiden Händen tragend, und der erbauliche Eindruck dieser Prozession wurde nur dadurch getrübt, dass sie hinter der profanen Tür der Spülzelle verschwand.

In diese elenden Löcher, in die selbst die preußische Gefängnisverwaltung zur Friedenszeit sogar die kräftigsten Strolche nur für wenige Tage zu sperren wagte, wurden die ausländischen Zivil- und die deutschen Schutzgefangenen, untermischt mit einer Elite von Taschendieben und Zuhältern, für Wochen, für Monate und für Jahre gesteckt. Da Epidemien die umstürzlerische Gewohnheit haben, selbst in dem geregelten Klassenstaate kein Ansehen der Person zu kennen, so wurden allerdings ein paar Vorsichtsmaßregeln geschaffen.

Zunächst wurde für eine peinliche Sauberkeit gesorgt; die heroischen Wanzenkämpfe, die Wilhelm Liebknecht²⁹ und Guido Weiss³⁰ in der alten Stadtvogtei am Molkenmarkt ehemals ausgefochten haben, brauchten in der neuen Stadtvogtei nicht mehr aufgenommen zu werden. Diese Sauberkeit herzustellen, war nun freilich eine Sache der Gefangenen, die zum Ausfegen und Aufwischen ihrer Zellen angehalten wurden wie die Rekruten in der Kaserne. Auch durften sie das nützliche Werk nur mit Handbesen, Schippe und Scheuerlappen verrichten. Ich war zufällig einmal Zeuge eines furchtbaren Anschauers, den ein älterer Kaufmann erhielt, weil er eine Zelle mit einem langstieligen Schrubber reinigte, den er in ihr vorgefunden zu haben behauptete. Mit dem Donnerrufe: «Er will wohl das Reich bankerott machen, um sein kostbares Rückgrat zu schonen», wurde ihm der Besen entrissen, dessen ramponiertes Aussehen meine patriotische Sorge, als könne durch seine völlige Abnutzung eine empfindliche Bresche in die Milliardenrüstung des Reiches geschlagen werden, alsbald beschwichtigte.

Gefangene, die noch über einige Mittel verfügten, übertrugen die Reinigung ihrer Zellen ärmeren Schicksalsgenossen. Diese Posten waren sehr begehrt, nicht sowohl wegen der paar Mark wöchentlichen Vergütung, als weil gewohnheitsmäßig den «Kalfaktoren» die Tagesration der von ihnen unterstützten Gefangenen zustand und sie so den wütenden Hunger, der alle unbemittelten Gefangenen verzehrte, einigermaßen stillen konnten.

Eine zweite, wenigstens angeblich gesundheitliche Maßregel war die Scheidung der Gefangenen vor dem Gitter und hinter dem Gitter. In jedem Korridor war nämlich eine Anzahl Zellen durch ein eisernes Gitter abgesperrt. In sie kamen zunächst die neuen Ankömmlinge, um einige Wochen oder Monate in strenger Einzelhaft zu bleiben, den ganzen Tag eingeschlossen bis auf die Nachmittagsstunde zwischen drei und vier Uhr, wo sie sich unter dem Gebot gänzlichen Schweigens auf dem Hofe ergehen durften. Nachdem sie in dieser Einzelhaft hinlänglich seelisch zermürbt und an die Grenze ihrer körperlichen Widerstandskraft gelangt waren – und das war der eigentliche Zweck dieser Übung –, wurden sie vor das Gitter gebracht, in Zellen, die den ganzen Tag über unverschlossen blieben. Ihre Insassen konnten unverschlossen sich von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends im Hause frei bewegen und während bestimmter Tageszeiten von 9 bis 12 Uhr vormittags und von 4½ bis 7 Uhr nachmittags auch auf dem Hofe.

29 Wilhelm Liebknecht war 1896 als 70-Jähriger wegen «Majestätsbeleidigung» zu einer viermonatigen Haftstrafe verurteilt worden, die er im Strafgefängnis Plötzensee absaß; zuvor wurde er offensichtlich im Berliner Polizeipräsidium am Molkenmarkt gefangen gehalten.

30 Der Mediziner Guido Weiss (1822–1899) saß wegen seiner journalistischen Arbeiten wiederholt im Gefängnis; er war Franz Mehrings publizistischer Lehrer.

In diesen Stunden konnte man ein echtes Kulturbild des imperialistischen Zeitalters studieren. Drei- bis vierhundert Menschen zwischen himmelhohen Mauern zusammengepfert auf einem engen Raum, so dass von keinem Spaziergehen, sondern höchstens von einem Spazierenstehen gesprochen werden konnte; darunter alle Altersschichten – ich war der Methusalem und ein hübsches kleines Kerlchen von zwölf Jahren der Benjamin –, alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, vom Minister und Parlamentarier bis zum Bettler, dem die zerrissenen Kleiderfetzen kaum noch am Leibe hafteten, ein Dutzend von Nationen, Engländer, Franzosen, Belgier, Italiener, Portugiesen, Serben, Rumänen, Russen, Polen und vor allem Deutsche und damit man das Leben auch am farbigen Abglanz kenne, neben den Weißen Mulatten und Neger, Araber und Inder. Ein babylonisches Stimmengewirr betäubte das Ohr, und bald, nachdem die Menge zusammengeströmt war, entwickelte sich ein stickiger Brodem, der schwächere Naturen zwang, die dumpfe Luft der engen Zelle als kleineres Übel zu wählen.

Vervollständigt wurde das Bild der Wohnungsverhältnisse erst durch den Dunkelarrest, der als Disziplinarstrafe verhängt wurde. Das war die Hölle: stinkende Kellerlöcher ohne Licht, Holzpritsche, Wasser und Brot. Ich sah Leute, die drei Tage darin waren und als sie herauskamen, sich nicht auf den Beinen halten konnten.

Den Wohnungsverhältnissen entsprachen die Nahrungsverhältnisse. Von dem «Kaffee», der morgens verabreicht wurde, meinte ein Schicksalsgenosse, er werde aus Stiefelwichse hergestellt. Doch kann ich im Einzelnen kein selbständiges Urteil darüber abgeben, denn, nachdem ich einige Male einen Löffel in die «Suppe» getaucht hatte, die 10½ als Mittag- und 4½ als Abendessen geliefert wurde, musste ich diesen Kampf als für mich gänzlich hoffnungslos aufgeben. Jüngere Leute mit derberem Magen haben ihn erfolgreich durchgefochten, aber ich habe keinen Schutzgefangenen gesprochen –, auch solche nicht, denen man schon von weitem ansah, dass lukullische Genüsse für sie ein völlig fremder Begriff waren –, der nicht über die Ungenießbarkeit des Essens geklagt hätte. Eine rühmliche Ausnahme bildete nur die Schnitte nahr- und schmackhaften Brotes, die täglich nach dem «Kaffee» und den «Suppen» geliefert wurde. Aber wie es immer um die Qualität der Gefängniskost stehen mochte, so war es um ihre Quantität so bestellt, dass alle Schutzgefangenen, die

nur auf sie angewiesen waren, täglich den Hunger in seiner schmerzhaftesten Form spüren mussten. Das konnte man täglich ihren Gesichtern ablesen, auch wenn man ihren Worten nicht glauben wollte.

Würdig der körperlichen waren die seelischen Foltern. Zwar durfte jeder Schutzgefangene im Monat zwei Briefe und vier Postkarten schreiben, aber das Oberkommando in den Marken hatte einen Postenlauf eingerichtet, der die kleine Vergünstigung zu einer großen Quälerei machte, einen Postenlauf, demgegenüber die Postkutsche, die in den Tagen des alten Fritz einen ganzen Tag brauchte, um von Berlin nach Potsdam zu gelangen, sich der Schnelligkeit des Vogelfluges rühmen durfte. Die Briefe, die ich meiner Frau schrieb, bedurften acht Tage, um von der Dircksenstraße nach Steglitz zu gelangen, und ebenso lange Zeit waren die Briefe an mich unterwegs. Als Genosse Regge³¹, der abends außerhalb seiner Wohnung verhaftet worden war, in der Stadtvogtei sofort an seine Frau schrieb, um sie über seinen Verbleib zu benachrichtigen, gelangte dieser Brief sogar erst am zehnten Tage an seine Adresse. Ich komme auf diesen Punkt noch zurück, ebenso auf den persönlichen Verkehr, der den Gefangenen mit ihren nächsten Angehörigen gestattet war. Zunächst nur so viel, dass der eine am dritten, der andere am achten, der dritte am vierzehnten, der vierte am zwanzigsten Tage seine Frau auf zehn Minuten in Gegenwart eines Gefängnisbeamten oder auch eines Geheimpolizisten sprechen durfte. Am schlechtesten von allen kam ich fort, vermutlich, weil ich verdächtig war, den Potsdamer Platz mit Bürgerblut zu überschwemmen, denn meine Frau erhielt erst am dreißigsten Tage meiner Haft Sprecherlaubnis. Das schreibt sich so leicht hin, aber wenn man plötzlich aus seinem Berufe und seiner Häuslichkeit gerissen wird, ohne die Möglichkeit, auch nur die geringste Anordnung zu treffen, und dann einen Monat lang jeden Tag auf ein flüchtiges Wiedersehen mit seiner Frau hofft, und jeden Tag enttäuscht wird, immer in dem Bewusstsein, dass es sich nicht um eine gesellschaftliche oder staatliche Notwendigkeit, um die noch so verkehrte Anwendung eines noch so rückständigen Gesetzes, sondern um eine reine Menschenquälerei handelt, so ist die Sache doch nicht übermäßig spaßhaft.

Der Gefängnisdienst war rein militärisch organisiert. Er wurde versehen durch einen Oberleutnant, einen Feldwebel und eine Anzahl von Unteroffizieren. Es ging ganz im Kasernenstile her, als ob die etwa vierhundert Gefangenen junge und kräftige Rekruten

31 Albert Regge und Otto Franke (1873–1935) zählten in der SPD zu den «Hauptführern der Neuköllner Opposition»; vgl. Henning Holsten: «Die Lage wird bedrohlich. (In Neukölln geht das besonders schnell.)» Proletarischer Widerstand und Protest in einer Groß-Berliner Vorstadtgemeinde, in: Bernd Hüttner (Hrsg.): Verzögerter Widerstand. Die Arbeiterbewegung und der Erste Weltkrieg (Rosa-Luxemburg-Stiftung: MANUSKRIPTE – Neue Folge 14), Berlin 2015, S. 85.

wären, die scharf gedrillt werden müssten, und als ob sich darunter nicht ältere, kränkliche und namentlich Leute mit Nerven befänden. Um den Beamten das Treppensteigen zu ersparen, wurde der Name jedes Gefangenen, der aus irgendeinem Grunde in der zu ebener Erde gelegenen Schreibstube erscheinen sollte – und das kam im Lauf des Tages sehr oft vor – so lange mit Stentorstimme auf dem Hofe ausgerufen, bis er sein «Hier!» entgegenbrüllte. Dazu das Schlösserrasseln, das Türenknallen, die lärmenden Anschnauzer bald in diesem, bald in jenem Winkel um irgendeines Quarkes willen, in den Freistunden das dumpfe Brausen des babylonischen Stimmengewirrs, das vom Hofe bis in die höchsten Stockwerke scholl – genug, es war ein Höllenlärm, der die gesunden Nerven auf die Dauer zerrütten musste.

Billigerweise muss dabei zwischen dem System und seinen Trägern unterschieden werden. Die Gefängnisbeamten waren die willenslosen Stifte der militärischen Maschinerie, ohne dass sie deshalb böse Menschen zu sein brauchten. Der Oberleutnant, der mich ein paarmal flüchtig in meiner Zelle aufsuchte, in seinem bürgerlichen Beruf Oberlehrer an einer höheren Schule in Berlin, machte am allerwenigsten den Eindruck eines Menschenfressers. Der Feldwebel, in seinem bürgerlichen Beruf Magistratsbeamter, konnte ganz vorzüglich schnauzen, verriet aber manches Mal Anwandlungen von Gemüt. Unter den Unteroffizieren scheint sich nach bestimmten Anzeichen dieser oder jener Kujon³² befunden zu haben, auch im Allgemeinen waren es verträgliche und zum Teil recht gutmütige Leute, denen man deutlich genug anmerkte, dass sie nur mit innerem Widerstreben, unter dem Zwange der militärischen Disziplin, den Dienst von Kerkerknechten versahen. Selbst arme Teufel, die mit 1,30 Mark ihren täglichen Nahrungsbedarf zu bestreiten hatten und somit keineswegs auf Rosen gebettet waren, hatten sie ein gewisses Maß proletarischen Empfindens, das durch den eingepaukten Drill nicht völlig erstickt werden konnte.

Irgendeine selbständige Entscheidung hatten die Gefängnisbeamten nicht zu treffen, sie waren unter dem drakonischen Militärgesetz an die Befehle der

Kommandanten und des Oberkommandos in den Marken gebunden. Wie sich zwischen diesen Instanzen die Verantwortlichkeit teilte und wo eigentlich der Kopf des Wurmes saß, der an unseren Knochen nagte, darüber waren die Ansichten der Schutzgefangenen geteilt. Viele sahen in den ehemaligen Rechtsanwälten und nunmehrigen Kriegsgerichtsräten Frankfurter, Schachjan und Wolff, die in der Kommandantur saßen, die Urheber ihrer Qualen, und man wird diesen Juristen nicht abstreiten können, dass sie in ihrem persönlichen Auftreten und ihren schriftlichen Bescheiden an die Kamptz³³, Schmalz³⁴ und Tzschoppe³⁵ erinnerten, die in den Tagen der Burschenschaft einen eifrigen Patriotismus entwickelten. Nur waren sie nicht so wie ihre Vorläufer von der christlich-germanischen Tradition beherrscht. Denn mit dem Germanentum hatten die drei Juristen der Kommandantur eigentlich nichts zu tun, und ihr Christentum war auch noch zu frisch, als dass es schon eine traditionelle Wirkung auf sie hätte ausüben können.

Ein anderer Teil der Gefangenen sah in den Frankfurter und Genossen aber auch nur Werkzeuge, gewiss Werkzeuge, die nicht mit dem Knirschen des inneren Menschen, sondern mit schöner Hingebung an die vaterländischen Interessen ihr Werk taten, aber eben doch nur Werkzeuge einer höheren Hand. Diese höhere Hand erblickte dieser Teil der Gefangenen in der rechten Hand des Oberbefehlshabers in den Marken, dem Polizeirat Henniger,³⁶ der die politische Polizei, oder amtlich ausgedrückt, die siebente Abteilung des Polizeipräsidiums leitet und längst mit großem Erfolg bestrebt gewesen ist, die Lorbeeren seines berühmten Vorgängers Stieber verwelken zu lassen. Er besitzt nur nicht die naive Offenheit Stiebers, der seine Taten gern vor sich hertrug, aber mit all seinen Halunkenstreichen nicht entfernt so viel Menschenglück und Menschenleben zerstört hat wie Henniger mit seiner witternden Spitzelhorde. War dieser wackere Patriot das treibende Rad des Oberkommandos in den Marken, so wäre die militärische Diktatur, die Herr Helfferich als absolut notwendig zur Rettung des Vaterlandes erklärt hat, nichts anderes als die jeder gesetzlichen Fessel entkleidete politische Polizei.

32 Kujon: Schurke, Schuft.

33 Karl Albert von Kamptz (1769–1849), der «Liberalen-Fresser», verfolgte als Leitender Direktor des preußischen Polizeiministeriums während der «Demagogenverfolgung» 1819 ff. vehement die Burschenschaften.

34 Der Berliner Rechtswissenschaftler und erste Rektor der heutigen Humboldt-Universität zu Berlin Theodor Schmalz (1760–1831) gilt als Initiator der «Demagogenverfolgung».

35 Gustav Adolf (von) Tzschoppe (1794–1842) war Stellvertretender Leiter der «Central-Untersuchungs-Commission» gegen «demagogische Umtriebe».

36 Eugen Henniger war schon vor dem Ersten Weltkrieg Leiter der politischen Abteilung des Berliner Polizeipräsidiums, er wurde im November 1915 wegen Eigenmächtigkeit abgelöst, blieb aber im Polizeipräsidium. Sein Nachfolger wurde ein Hauptmann Beer. Erhard Deutelmoser (1873–1956), 1915 Chef des Kriegspresseamtes bei der Obersten Heeresleitung, kommentierte am 28. November 1915 in seinem Tagebuch das Vorgehen Henningers so: «Oberkommando in den Marken hat in erster Linie die Missstimmung verursacht. Erst war es nicht imstande, den Burgfrieden zu wahren (Herr Henniger wollte eben keinen Burgfrieden, weil dann die Polizei nichts zu tun hat) – und dann nachdem die Störung glücklich da war, ging es [...] vor: gegen die SozDem. auf eigenen Antrieb, u. gegen die V[ossische]. Ztg. auf Druck von der Wilhelmstraße.» Zitiert in: Florian Altenhöner: Kommunikation und Kontrolle. Gerüchte und städtische Öffentlichkeiten in Berlin und London 1914/1918 (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, hrsg. von Andreas Gestrich, Band 62), München 2008, S. 57. Im November 1918 ließ Henniger die politischen Akten der Kaiserzeit, darunter die aller sozialistischen Parteiführer, verbrennen.

Ich selbst kann mir darüber kein maßgebendes Urteil erlauben und muss mir daran genügen lassen, den großen geschichtlichen Fortschritt zu verzeichnen, den wir seit hundert Jahren gemacht haben. Den Millionen deutscher Kämpfer, die draußen auf den Schlachtfeldern bluten, wird schon während des Krieges der Dank des Vaterlandes bar und prompt ausgezahlt, in guter preußischer Währung, wie ihn die Sieger von Leipzig und Waterloo doch erst nach dem Kriege in den Karlsbader Beschlüssen und den Demagogenverfolgungen ausgezahlt erhielten. Was Wunder auch, dass ein so gewiegter Finanzmann wie Herr Helfferich auf pünktliche Zahlung hält!

IV. DEUTSCHE FREUNDE

Als ich am 15. August früh meinen Einzug in die Stadtvogtei hielt, wurde ich von den Gefängnisbeamten mit einigem Erstaunen – denn so ein altes Exemplar des *genus homo* hatten sie in ihrer bunten Menagerie noch nicht aufzuweisen –, aber nicht ohne Wohlwollen empfangen.

Sobald ich in eine Zelle vor dem Gitter eingesperrt worden war, besuchte mich der Feldwebel und deutete mir an, er hätte es besser mit mir im Sinne gehabt, aber von der Kommandantur sei der strenge Befehl eingelaufen, mich streng zu behandeln. Ich wurde dann für die Freistunde der Isolierten zwischen drei und vier Uhr auf den Hof gelassen, wo ich dreißig bis vierzig Parteigenossen vorfand, die zum Teil wegen Teilnahme an einer Straßenkundgebung, zum Teil aber gänzlich unwissend weshalb, von der Fabrik weg in Schutzhaft genommen worden waren. Ihre große Anzahl hatte immerhin die günstige Wirkung, dass sich auf dem engen Hofe der Gänsemarsch mit bestimmten Distanzen zwischen den Einzelnen nicht durchführen ließ, wodurch das Schweigegebot hinfällig wurde. Sie begrüßten mich freundschaftlich, und einer von ihnen drückte mir besonders herzlich die Hand: «Ne, so was, Sie einsperren, Genosse Mehring! Was kann so'n alter Mann noch groß ausrichten!» Ich konnte den Wackeren nur beglückwünschen, dass er vernünftigen Erwägungen so viel zugänglicher war als das Oberkommando in den Marken.

Als ich wieder oben war, suchte sich ein Unteroffizier irgendein Gewerbe in meiner Zelle und meinte, ich solle mich doch am nächsten Morgen bei dem Gefängnisarzt melden und unter Berufung auf mei-

nen schwächlichen Gesundheitszustand die Aufhebung der Einzelhaft beanspruchen. Ich befolgte gern den gutgemeinten Rat, fand jedoch in dem Arzt – es war nicht der ständige Gefängnisarzt, sondern ein Stellvertreter – einen sehr kurz angebundenen Herrn, der auf einen Wunsch um Aufhebung der Einzelhaft zwar die unzweifelhafte Wahrheit äußerte: «Da werden Sie auch nicht viel gebessert sein», aber in einem Tone, der mich, da ich damals noch unter dem frischen Eindruck von «Europens übertünchter Höflichkeit»³⁷ stand, nicht eben auffrischte. Auf die Bemerkung eines anwesenden Unteroffiziers: «Es ist doch immer ein Unterschied, Herr Geheimrat», erklärte der Herr Geheimrat jedoch, er werde die Aufhebung der Einzelhaft für mich beantragen.

Ob er seine Zusage erfüllt hat oder nicht, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls kam am Tag darauf der telefonische Befehl der Kommandantur, mich hinter das Gitter zu stecken. Hier verlebte ich drei trübselige Wochen, die mir nur erleichtert wurden durch einige nähere Freunde, die ich in der Stadtvogtei fand.

Da war zunächst mein alter Freund Marchlewski.³⁸ Er stammt aus Kongresspolen und ist insoweit russischer Staatsangehöriger, hat aber in seiner Heimat den «fluchwürdigen Zarismus», lange ehe die deutschen Heere gegen ihn marschierten, so energisch bekämpft, dass er seit mehreren Jahrzehnten in Deutschland leben musste. Hier hat er im Sinne des Sozialismus gewirkt, aber durch seine wissenschaftlichen Arbeiten auf nationalökonomischem Gebiet sich auch die Anerkennung der bürgerlichen Gelehrsamkeit erworben. Bei Ausbruch des Krieges war es auf den Antrieb Marchlewskis und unter seiner wesentlichen Mitwirkung, dass der sozialdemokratische Parteivorstand eine Reihe von Maßregeln für die Volksernährung empfahl, die, wenn sie von der Reichsregierung beachtet und befolgt worden wären, der deutschen Nation unendliches Elend erspart haben würden. Nach preußischen Staatsmaximen verstand es sich aber von selbst, dass dieser glühende Gegner des Zarismus als «feindlicher Ausländer» behandelt wurde, sobald der Zar – nach der Darstellung des Reichskanzlers – in frivolster Weise den Krieg gegen Deutschland vom Zaune gebrochen hatte. Immerhin hatte es zunächst sein Bewenden dabei, dass Marchlewski Aufenthaltsbeschränkung mit täglich zweimaliger Meldepflicht erlitt. Am 22. Mai 1916 aber wurde er verhaftet und in die Stadtvogtei speditiert, natürlich ohne Angabe irgendeines Grundes;

37 Aus: Johann Gottfried Seume (1763–1810): *Der Wilde*, 1793.

38 Julian Marchlewski (Pseudonym Karski, 1867–1925) gründete 1893 in Zürich zusammen mit Leo Jogiches, Rosa Luxemburg und Adolf Warski die Sozialdemokratie des Königreichs Polen und 1916 gemeinsam mit Leo Jogiches, Karl Liebknecht und Franz Mehring die Spartakusgruppe (ab November 1918 Spartakusbund). 1916 bis 1918 war er als Staatenloser u. a. in Havelberg interniert; die TBC, die er sich dort zuzog, verursachte seinen Tod.

als sein Anwalt beim Oberkommando in den Marken deshalb vorstellig wurde, erhielt er die lakonische Antwort: «Gründe werden diesseits nicht angegeben.»

In russischen Kerkern hatte Marchlewski ein ungewöhnliches Talent fürs Brummen ausgebildet, eine unglaubliche Elastizität des Körpers und des Geistes, die ihn auch in der Stadtvogtei nicht verließ. Er war im ganzen Hause bekannt und beliebt, bei den einen als guter Kamerad und kenntnisreicher Plauderer, bei den anderen – und zumal bei seinen polnischen Landsleuten, die zahlreich vertreten, meist die Ärmsten der Armen waren – als unermüdlicher Helfer und Tröster. Es entsprach deshalb wieder preußischen Staatsmaximen, dass er, als die Morgenröte des «neuen Polens» anbrach, in das Gefangenenlager bei Havelberg abgeschoben wurde. Als Genosse Cohn im Reichstage nach den Gründen dieser neuen vexatorischen Maßregel fragte, hüllte sich der Staatssekretär Helfferich in tiefes Schweigen. «Gründe werden diesseits nicht angegeben.» In Havelberg hatte Marchlewski noch Schlimmes und Schlimmeres zu tragen, bis ihn im Sommer 1918 nach mehr als zweijähriger Schutzhaft die russische Botschaft befreite.

Um nun aber auf meine Wenigkeit zurückzukommen, so betreute mich Freund Marchlewski vom ersten Tage meiner Haft in liebenswürdiger Weise. Sein immer findiger Kopf wusste für mich alle die Kleinigkeiten zusammenzubringen, die der zivilisierte Mensch ungern entbehrt: einen Sessel, einen Spiegel, sogar eine Rolle Sanitätspapier, die dem ehrwürdigen Kübel aus den Tagen der alten Römer einen Schimmer modernen Glanzes verlieh. Und da denen vor dem Gitter eine primitive Kucheneinrichtung zur Verfügung stand, so sandte er mir jeden Morgen vortrefflich zubereiteten Kaffee in die Zelle, der nach einer gewöhnlich schlaflosen Nacht meine erlöschenden Lebensgeister wieder für die Qualen eines neuen Tages auffrischte.

Nicht minder treu bewährte sich mein junger Freund Ernst Meyer. Er war zwölf Tage vor mir, am 3. August, verhaftet worden, selbstverständlich ohne jede Angabe eines Grundes; erst zwei Monate später wurde ihm durch den Kriegsgerichtsrat Wolff eröffnet, er sei in Schutzhaft genommen worden, weil er trotz wiederholter Warnung eine maßlose Agitation im vaterlandsfeindlichen Sinne getrieben habe. Auf Meyers verwunderte Frage, wann und wo er diese Agitation getrieben haben und wann und wo er ihretwegen verwarnt worden sein sollte, hüllte sich der Herr Kriegsgerichtsrat in tiefes Schweigen. «Gründe werden diesseits nicht angegeben.»

Da Meyer noch nicht aus der Einzelhaft entlassen war, als ich sie antrat, so trafen wir gleich am ersten Tage in

der Freistunde zwischen drei und vier Uhr zusammen. Er teilte mir mit, seines Bleibens in der Stadtvogtei werde nicht mehr lange sein; der Gefängnisarzt habe schon am 12. August wegen eines schweren Lungenleidens seine alsbaldige Überführung in ein Sanatorium beantragt. Indem erschien der Feldwebel auf dem Hofe und meldete, dass Meyer aus der Einzelhaft entlassen sei. Wir sahen darin die erste Wirkung des ärztlichen Gutachtens, verfielen dabei aber dem Pech moderner Kulturmenschen, die die barbarischen Gedankengänge des deutschen Systems niemals bis in ihre letzten Wurzeln zu verfolgen vermögen.

In der Tat hatte die Sache einen ganz anderen Zusammenhang, als wir annahmen. In irgendeinem Polizeischädel rumorte die fixe Idee, dass Meyer und ich besonders gefährliche Verschwörer seien, deren vereintem Wirken es am Ende doch gelingen könne, das deutsche Reich aus den Angeln zu heben. Nun sind Meyer und ich gewiss sehr gute Freunde und getreue Kampfgenossen, aber gerade den Orest und Pylades des Umsturzes zu spielen, sind wir schon durch unseren Altersunterschied verhindert, der reichlich vierzig Jahre beträgt. Indessen was ist in Preußen gegen die fixe Idee eines Polizeischädels zu machen? Bleiben wir beide in Einzelhaft, so könnten wir in der Freistunde miteinander sprechen; also musste, wenn der eine in die Einzelhaft flog, der andere hinausfliegen.

Nun verkehrten wir aber doch miteinander. Ich hatte die Erlaubnis, während morgens meine Zelle gereinigt wurde, die zehn Schritte von ihrer Tür bis zum Gitter auf- und abzupendeln, und wenn ich diesseits am Gitter erschien, tauchte jenseits Meyer, dessen Zelle auf derselben Etage lag, mit freundschaftlicher Pünktlichkeit auf. Wir unterhielten uns dann ein wenig, nicht um Verschwörungen anzuspinnen, sondern in aller Taubenunschuld, um freilich auch, wenn eine militärische Mütze auftauchte, auseinanderzustieben – wie Tauben, die einen Habicht über sich kreisen sehen. Irgendeinmal müssen wir aber nicht flink genug gewesen sein, denn eines schönen Abends wurde auf der Parole sämtlichen Unteroffizieren bei strenger Ahndung befohlen, jeden Verkehr zwischen den Gefangenen Meyer und Mehring zu hindern, und ich persönlich erhielt den angenehmen Anschnauzer, bei der morgendlichen Reinigung meiner Zelle stramm an der Tür stehen zu bleiben, wie eine Schildwache am Grabe. Als sich dann die Zeit erfüllte, wo ich seelisch hinreichend zermürbt und körperlich hinreichend entkräftet erschien, um aus dem Gitter entlassen zu werden, heiß es wieder: Fliegt der eine heraus, so fliegt der andere hinein. Am Abend vorher war Meyer in einer anderen Etage hinter das Gitter gebracht worden; nachdem der Gefängnisarzt am 12. August wegen seines Lungenleidens seine Überführung in ein Sanatorium beantragt hatte,

wurde er am 4. September für 23 Stunden des Tages in ein dumpfes Loch gesperrt, wo jeder Atemzug für ihn das reine Gift war, alles zu Ehren einer fixen Idee, die in irgendeinem Polizeischädel spukte. Erst am 15. September wurde Meyer in das Krankenhaus des Untersuchungsgefängnisses in Moabit überführt, wo sich, wie weiterhin zu melden sein wird, der Tragikomödie zweiter Teil abspielen sollte.

Zwei Tage nach mir wurde Genosse Albert Regge in der Stadtvogtei eingeliefert. Natürlich war auch er ohne Angabe eines Grundes verhaftet worden. Erst am 11. September wurden ihm «diesseits» die Gründe eröffnet. Sie bestanden darin, dass er in öffentlichen, auch unter dem Belagerungszustand erlaubten Versammlungen gegen die Kriegspolitik des sozialdemokratischen Parteivorstandes aufgetreten sei. Hauptbelastungsmaterial aber war ein Flugblatt, das Regge gemeinsam mit den Genossen Klühs und Franke im Februar herausgegeben hatte. Das Flugblatt handelte ausschließlich von den inneren Parteistreitigkeiten im Reichstagswahlkreise Teltow-Beeskow; es war bei seinem Erscheinen zwar polizeilich beschlagnahmt, aber schon den Tag darauf vom Oberkommando in den Marken freigegeben worden. Und auf Grund dieses selben Flugblatts wurde im August vom Oberkommando die Schutzhaft über Regge verhängt!

Leider wirkte dies empörende Spiel sehr ungünstig auf Regge. Er gehört zu den Naturen, denen ein starrer Rechtssinn nicht gestattet, sich mit grenzenloser Verachtung gegen eine brutale Vergewaltigung zu wappnen, wozu die quälende Sorge des Gatten und Vaters um eine kränkliche Frau und sechs meist noch unerzogene Kinder kam. Unsere Zellen lagen nebeneinander, und ich bemühte mich nach Kräften, ihn aufzuheitern, wobei ich wirkungsvoll durch Genossen Klühs unterstützt wurde, der von seiner höher gelegenen Etage oft in den «Salon Regge» herunterkam, wo wir dann zu dritt unser Garn spannen.

Genosse Klühs hatte von uns allen die reichlichste Gelegenheit gehabt, sich in philosophischer Resignation zu üben. Er saß bereits seit dem 12. Februar in der Stadtvogtei. Es war ihm gelungen, allerlei infame Denunziationen verlogener Spitzel zu entkräften, und gegen ihn lag nichts Greifbares vor, als jenes – am Tage nach dem Erscheinen vom Oberkommando freigegebene – Flugblatt, das er mit Regge und dem – inzwischen zum Heer eingezogenen – Genossen Franke unterzeichnet hatte. Die Untaten, die an Klühs verübt wurden, um ihn dennoch zu brechen, sind von Genossen Dittmann in der Reichstagsitzung vom 28. Oktober mit so flammenden Worten geschildert worden, dass ich nichts Besseres zu tun weiß, als hier diese Schilderung nach dem stenographischen Bericht im Wortlaut zu wiederholen:

«Die Behandlung, die Redakteur Klühs in der Schutzhaft erfahren hat, ist geradezu himmelschreiend und spricht jeder Menschlichkeit Hohn. Am 22. August erhielt er von seinen Kindern die Nachricht, dass seine Frau, die mit den Kindern in Kiel lebte, schwer krank wäre, ins Krankenhaus eingeliefert sei und ihn dringend zu sprechen wünschte. Unter Beifügung des Telegramms beantragte er seine Freilassung, und nach Wochen erst erhielt er den ablehnenden Bescheid. Am 10. September kam aufs Neue die Nachricht, die totkranke Frau wünsche ihn sehnlichst zu sprechen. Wiederum lehnte das Oberkommando seinen Antrag ab. Am 22. September bescheinigte der die Frau behandelnde Arzt, dass mit ihrem Ableben in Kürze gerechnet werden müsse. Schon am folgenden Tage ging diese Bescheinigung durch die Hand der Kommandantur, aber erst nach sechs Tagen, am 28. September wurde sie Klühs ausgehändigt. Inzwischen erhielt er bereits am 25. September ein Telegramm seiner Tochter, dass seine Frau gestorben sei und am 27. beerdigt werde. Sofort beantragte er unter Beifügung des Telegramms, ihn wenigstens zur Teilnahme an der Beerdigung zu beurlauben. Am 26. abends war er noch ohne Bescheid. Ein Telegramm an seinen Rechtsbeistand mit der Bitte um sofortige Rücksprache wurde erst am 30. September, drei Tage nach der Beerdigung, zur Beförderung zugelassen. Auf die Teilnahme an der Beerdigung musste er mangels jedes Bescheids verzichten. Am 2. Oktober erst erhielt er endlich den vom 30. September datierten Bescheid, dass sein Antrag abgelehnt sei, da die Beerdigung der Frau bereits erfolgt sei.»

Diese Darstellung, die sich bis ins einzelste hinein urkundlich belegen lässt, peitschte selbst die lammfromme Mehrheit des Reichstages von ihren Sitzen auf; Herr Helfferich aber wusste auf die erregten Wogen nur das beschwichtigende Öl zu schütten, dass «der Mann – nämlich Klühs – seit dem Jahre 1909 von seiner Frau, die er in Kiel hat sitzen lassen, getrennt lebt». Da hat man die Schäßigkeit der preußischen Bürokratie in ihrer ganzen Pracht. Ich spreche nicht erst von dem gewöhnlichen Pech des Herrn Helfferich, sich durch polizeiliche Berichte täuschen zu lassen. Tatsächlich haben sich die Eheleute Klühs, nachdem ihre Töchter verheiratet und ihre Söhne selbständig geworden waren, aus Gründen getrennt, die weder der Frau noch dem Manne zur Unehre gereichen und übrigens keinen Menschen auf der Welt sonst etwas angehen, auch Herrn Helfferich nicht. Hätte sich Klühs wirklich an seiner Frau versündigt, so verstand es zwar der damalige Vizekanzler des Deutschen Reiches nicht, aber ich würde mich gern verpflichten, es jedem Botokuden klar zu machen, dass der Wunsch einer sterbenden Frau, dem schuldigen Gatten vor dem ewigen Abschied

noch ein verzeihendes Wort zu sagen, einen doppelt heiligen Anspruch auf Gewährung hat.

Nicht nur Klühs selbst, sondern wir alle in der Stadtvogtei haben mit «fiebernden Nerven» die Kette der an ihm verübten Freveltaten verfolgt. Wir Deutschen schämen uns bei aller antinationalen Gesinnung dabei vor ausländischen Gefangenen in Grund und Boden hinein. Als mir ein Russe triumphierend sagte, so was sei in den Kerkern des Zaren unmöglich, wandte ich schüchtern ein, mit der Knute sei doch auch nicht zu spaßen. «Gewiss nicht», erwiderte er, «sie ist grausam und hart, aber doch nicht so – ja ich weiß wirklich nicht, wie ich diese preußische Methode nennen soll.» «Kennen Sie Heine», half ich ihm ein. «Gewiss.» «Nun sagen Sie: die Methode Vitzliputzli³⁹.» «Wohl», meinte der Russe, «das mag die Sache treffen.»

V. ENGLISCHE GÄSTE

Eins aber muss man dem Oberkommando in den Marken nachrühmen: Es hat noch nie einen wirksameren Apostel der Völkerverbrüderung gegeben. So bunt das Völkergemisch in der Stadtvogtei war, so verstand es das Oberkommando in den Marken doch, aus ihm ein «einig Volk von Brüdern»⁴⁰ zu schaffen. Und besonders freundlich gestaltete sich der Verkehr zwischen den Deutschen und Engländern.

Deren gab es etwa zwanzig in der Stadtvogtei, von denen die meisten schon über Jahr und Tag eingetürmt waren, nachdem sie einen missglückten Fluchtversuch aus dem englischen Gefangenenlager in Ruhleben gemacht hatten. Hätte ich mir den Kopf der deutschen Regierung zu zerbrechen gehabt, was ich glücklicherweise nicht nötig hatte, so wäre es mir nicht recht verständlich gewesen, weshalb diese großenteils hochgebildeten Ausländer zu so eingehendem Studium gerade der Zustände im «Militärgewahrsam» der Stadtvogtei gezwungen wurden; sollten sie davon nach ihrer Rückkehr in ihre Heimat erzählen, so wird das internationale Ansehen, von dem die deutsche Kultur nicht eben viel zuzusetzen hat, noch gewaltig zusammenschrumpfen.

Die englischen Gefangenen wurden nicht anders behandelt wie die sonstigen Insassen der Stadtvogtei; doch hatten sie vor diesen den einen Vorzug voraus, dass sie aus ihrer Heimat reichlich und selbst

überreichlich mit Lebensmitteln versorgt wurden, trotz des langsamen Transports über Holland, auf dem manches verdarb oder sonst verloren ging. Sie waren lebenswürdig genug, davon uns armen Schluckern mitzuteilen und wohlzutun, so dass man gar nicht genug abwehren konnte. Sie luden uns oft zum Tee ein, und ich gedenke noch mit lebhaftem Vergnügen eines Mittagmahles zu sechs Personen, das einer der beiden Engländer, die ein größeres Zimmer bewohnten, am letzten Tage meiner Anwesenheit in der Stadtvogtei gab; wir speisten und tranken feiner als an demselben Tage schwerlich bei Kempinski und im Rheingold gespeist und getrunken worden ist.

Die Mehrzahl der englischen Gefangenen war auf der Durchreise oder bei vorübergehendem Aufenthalt in Deutschland ergriffen worden: Dieser Teil interessierte sich sehr für preußisch-deutsche Zustände und erbat sich oft von mir nähere Auskunft, da sie erfahren hatten, dass ich mich eingehender mit der deutschen und besonders der preußischen Geschichte befasst habe. Ich kann hier diese stundenlangen und oft sehr interessanten Unterhaltungen nicht wiedergeben und will mir genügen lassen, an einigen kurzen Proben zu zeigen, wie sie ihre Wissbegierde äußerten und wie ich ihnen gerecht zu werden versuchte.

Frage: Wie ist unser Bulwer dazu gekommen, die deutsche Nation «ein Volk von Denkern und Dichtern» zu nennen?⁴¹ Antwort: Bulwer kannte nur erst das Deutschland der Goethe, Schiller und Lessing, der Kant, Fichte und Hegel; hätte er das Deutschland der Helfferich, Kessel⁴² und Henninger, der Frankfurter, Schachjan und Wolff gekannt, so wäre sein Einfall freilich verrückt gewesen.

Frage: Welcher von unseren englischen Historikern hat ihren König Friedrich von Preußen richtig erkannt, Macaulay, der ihn als einen gewissen- und herzlosen Despoten,⁴³ oder Carlyle, der ihn als wunderbares Licht des achtzehnten Jahrhunderts schildert?⁴⁴ Antwort: Ganz selbstverständlich Macaulay, der in seinem kleinen Essay sechsmal mehr Verstand und Wissen bekundet als Carlyle in seinen sechs verstiegenen Bänden, die selbst von den preußischen Historikern nicht mehr ernsthaft genommen werden.

Frage: Besteht wirklich ein starker Engländerhass in Deutschland und was sind seine Ursachen? Antwort:

39 Heinrich Heine: Vitzliputzli, 1851.

40 «Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,/in keiner Not uns trennen und Gefahr.» Rütli-Schwur in Schiller: Wilhelm Tell, 1804.

41 «To the great German people, a race of thinkers and of critics.» Edward Bulwer: Ernest Maltravers or the Eleusinia, 1837.

42 Gustav von Kessel (1846–1918) war als preußischer Generaloberst während des Ersten Weltkrieges Oberbefehlshaber in den Marken und Gouverneur von Berlin.

43 Vgl. Thomas Babington Macaulay: Friedrich der Große. Ein historischer Essay, zuletzt: Berlin 1971.

44 Vgl. Thomas Carlyle: Geschichte Friedrichs II. von Preußen, genannt Friedrich der Große. Band 1–6, Berlin 1858 bis 1865.

Die deutschen Arbeiter hassen den englischen Kapitalismus, wie sie den deutschen Kapitalismus hassen; auf den bürgerlichen Rechtsstaat aber, der sich trotz allem Kapitalismus in England erhalten hat, blicken sie nicht mit Hass, sondern schlimmstenfalls mit Neid. Eben diesen bürgerlichen Rechtsstaat hassen die herrschenden Klassen in Deutschland mit ihrem Gefolge von verdrehten Poeten und bedientenhaften Professoren, weil es das gerade Widerspiel ihres Militär- und Polizeistaates ist und sie von der geheimen Sorge geplagt sind, dass der deutsche Michel noch einmal müde werden könnte, sich en canaille behandeln zu lassen.

Frage: Bürgerlicher Rechtsstaat oder Militär- und Polizeistaat sind am Ende allgemeine Begriffe, über die sich streiten lässt; können Sie uns den Unterschied nicht mit wenigen Worten erklären? Antwort: Nichts leichter als das: Ich brauche nur den Fall zu nehmen, der mir das Vergnügen verschafft, mit Ihnen zu plaudern. Sie werden sich erinnern, dass in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einer Ihrer Minister die Briefsperre über den italienischen Flüchtling Mazzini⁴⁵ verhängte. Mazzini war ein Revolutionär der alten Schule, der noch mit Attentaten und Verschwörungen arbeitete; er konnte der auswärtigen Politik Ihres Staates manche Schwierigkeiten machen und hat sie ihm in der Tat gemacht. Gleichwohl erhob sich, als die Tatsache der über Mazzini verhängten Briefsperre bekannt wurde, im englischen Volk ein Sturm des Unwillens, der den schuldigen Minister wie eine Feder von seinem Arbeitsplatz fegte. Das ist der englische Rechtsstaat. Mehr als ein halbes Jahrhundert später wird in Deutschland über einen deutschen Reichstagsabgeordneten, hinter seinem Rücken und in grober Verletzung der Reichsverfassung, die Briefsperre verhängt, ohne dass ein Hahn danach kräht. Bei dieser Gelegenheit wird ein Brief von mir an diesen Reichstagsabgeordneten aufgefangen, worin ich nicht etwa ein Attentat oder eine Verschwörung anspinne, sondern einigen Freunde den Vorschlag mache, zu überlegen, ob sich eine öffentliche Kundgebung, wie sie bei Ihnen im Heyde Park oder auf dem Trafalgar Square zu den alltäglichen Vorkommnissen gehören, gegen einen Justizmord empfehlen würde, der einem deutschen Reichstagsabgeordneten drohte. Für diese Absicht bin ich auf unabsehbare Zeit eingesperrt worden. Das ist der deutsche Militär- und Polizeistaat.

Frage: Aber das Deutsche Reich soll ja selbst nach der Ansicht manches Parteigenossen auf einem «Prinzip der Organisation» beruhen, das ihm die Weltherrschaft sichert. Was ist es mit diesem «Prinzip der

Organisation»? Antwort: Dies Prinzip ist nichts anderes als die Praxis, die Sie nun seit Jahr und Tag in der Stadtvoigtei studieren können.

Frage: Aber mit diesem Prinzip wollen ihre herrschenden Klassen die Welt erobern? Antwort: Es scheint so. Es gab unter den englischen Gefangenen aber auch solche, die längere Zeit in Deutschland gelebt hatten und keiner Belehrung über deutsche Zustände bedurften. Einer von ihnen, der einige Zeit an einer deutschen Universität doziert hatte, ließ sich seinen Humor so wenig trüben, dass er sein Schicksal selbst in deutschen Liedern besang. Er war auf der Flucht aus dem Lager in Ruhleben an der holländischen Grenze ergriffen worden, und so entstand ihm folgendes Liedlein in der Melodie des Handwerkerburshenliedes:

Es, es, es, und es, es ist ein harter Schluss,
Dass, dass, dass und dass,
dass ich hier sitzen muss.
Urplötzlich kam ich zum Entschluss
Ein End' zu machen dem Verdruss,
Ich wollt mein Glück probieren, marschieren.

Ach, ach, ach und ach, liebe Freiheit, lebe wohl!
Ach, ach, ach und ach, liebe Freiheit, lebe wohl!
Wenn kein Soldat an der Grenze wär'
Hätte sich mein Glück geändert sehr!
Ich wollt mein Glück probieren, marschieren.

Weh, weh, weh und weh
im Kerker steck' ich noch!
Weit, weit, weit und weit
mein Glück versagte doch.
An der Grenze drehte man mich um,
Ließ mich nach Berlin marschieren – drum.
Schluss ist's mit dem Probieren, Marschieren.

Derselbe Engländer, ein junger, überaus liebenswürdiger Mann, erzählte auch die drolligsten Historien von seinen verschiedenen Transporten durch die verschiedensten deutschen Festungen. Auf einer von ihnen war er so streng behütet worden, dass er selbst seine Notdurft nur bei offener Tür verrichten durfte, in der ein Soldat mit geschultertem und geladenem Gewehr stand. Als sich seine Sitzung einmal über das militärisch zulässige Maß verzögerte, schreckte ihn der grimmige Anschnauzer auf: «Sie wollen sich wohl nach England sch....?» Ich ermunterte den Erzähler, auch diese Blüte deutscher Kultur in deutsche Verse zu gießen und erbot mich, ihm kostenlos eine Anzahl

45 Giuseppe Mazzini (1805–1872) kämpfte für einen unabhängigen italienischen Nationalstaat.

tadelloser Reime auf die Schlusspointe zu liefern: beißen, gleißen, heißen, weißen, schmeißen usw. Doch lehnte er ab, da er vor einer Aufgabe zurückschreckte, der nur das Genie eines Aristophanes oder die Kraft eines Rabelais gewachsen sei.

Schwerlich werde ich die englischen Gefährten meiner Haft wiedersehen, aber in freundlicher Erinnerung werde ich sie immer behalten. Sie gaben mir den Glauben an die menschliche Kulturgemeinschaft wieder, der mir gänzlich in die Brüche zu gehen drohte, als ich von deutschen Behörden wegen meiner politischen Überzeugung misshandelt wurde wie ein Hund.

VI. POLNISCHE OPFER

Wenn die englischen Gefangenen sozusagen die oberste Schicht unter den Massen des «Militärgewahrsams» darstellten, so die polnischen Gefangenen die unterste Schicht. Sie bestanden überwiegend aus dem ärmsten Proletariat, und das Herz konnte sich einem im Leibe umdrehen, wenn man diese vor Hunger wankenden Gestalte auf dem Hofe umher-schleichen sah.

Ein ausländischer Gefangener wies mir auch einmal auf eine solche Jammergestalt hin, die sich nur noch aufrechterhielt, so dass sie sich krampfhaft an die Wand stemmte und meinte: «Davor fürchtet sich nun jedes großmächtige Reich.» Ich konnte die frivole Bemerkung leider nicht widerlegen durch den Hinweis auf die «glorreiche Wiederherstellung des Königreichs Polen», von der damals noch niemand nichts ahnte und namentlich in der Stadtkanzlei nichts ahnen konnte, wo die polnischen Gefangenen womöglich noch schlechter behandelt wurden, als die deutschen.

Mein «Kalfaktor» war ein Pole, ein bildhübscher Bursch von 19 Jahren, seinem Berufe nach Elektrotechniker und seiner Gesinnung nach so wenig deutschfeindlich gesinnt, dass er zu meiner geistigen Erfrischung die kahlen Wände meiner Zelle mit den Bildnissen Hindenburgs, Mackensens und anderer deutscher Heerführer schmückte, die er aus dem «Weltspiegel» des Berliner Tageblatts ausgeschnitten hatte. Er war seit elf Wochen eingetürmt, nach seinen Angaben, weil er Breslau eigenmächtig verlassen hatte, um besser lohnende Arbeit in Berlin zu suchen. Jedenfalls zeigte er mir eine schriftliche Zusage der Munitionsfabrik Ludwig Löwe, worin er aufgefordert wurde, sich bei der zur Einstellung bei einem Stundenlohn von einer Mark zu melden. Eines Tages kam er freudestrahlend in meiner Zelle, um sich zu verabschieden, da er entlassen sei. Aber

eine halbe Stunde später kam er hängenden Kopfes zurück; er habe Schipperarbeit zu 55 Pfennig Stundenlohn übernehmen sollen und auf seine Ablehnung dieser Zuweisung, da er bei Ludwig Löwe Arbeit in seinem eigentlichen Berufe zu einem Stundenlohn von einer Mark haben könne, sei ihm kurzweg erwidert worden: «Na, dann spazieren Sie nur in Ihre Zelle zurück!»

Ein anderer Fall! Ein gewisser Nowicki war in Westpreußen geboren, von wo sein Vater im Anfange der achtziger Jahre vorigen Jahrhunderts als russischer Staatsangehöriger ausgewiesen wurde. Der Mann ging nach Dänemark und ließ sich dort naturalisieren. Bei Ausbruch des Krieges lebte der Sohn als Ober-schweizer in Mecklenburg und erhielt einen Gestellungsbefehl zum Militär, dem er sich weigerte zu gehorchen. «Ach was, in Westpreußen geboren, also Deutscher.» Seine Frau bringt ein Zeugnis seiner dänischen Staatsangehörigkeit bei. Darauf erklärte das Regiment ihn für entlassen, aber das Oberkommando in den Marken steckt ihn in die Stadtvogtei. Hier saß er drei Monate; dann wurde er in das Gefangenenlager in Havelberg abgeschoben, wo er meinen Blicken entchwand.

Unter der großen Masse der polnischen Schutzgefangenen war zu unterscheiden zwischen solchen, die zwangsweise hergebracht wurden, und solchen, die freiwillig kamen. Die erste Schicht bestand aus Leuten, die im russischen Heere gedient hatten, aber beim Einmarsch der Deutschen nicht mehr Soldaten waren (desertiert, verwundet, aus anderen Gründen entlassen). Sie wurden als Kriegsgefangene behandelt und in Gefangenenlagern untergebracht, aus denen sie haarsträubende Dinge zu berichten wussten. Dann schickte man sie als «freie Arbeiter» fort, wies ihnen aber nur elend entlohnte Arbeit zu, die sie oft genug nicht einmal leisten konnten. Nun liefen viele von ihnen davon, bis sie aufgegriffen und als Schutzgefangene in die Stadtvogtei eingesperrt wurden.

Die zweite Schicht war vor allem ein Opfer betrügerischer Agenten. Diese warben sie an, indem sie den Leuten versprachen, sie würden in ihrem Berufe gut bezahlte Arbeit in Deutschland finden; waren die Arbeiter aber erst einmal über der Grenze, so wurden sie gezwungen, Kontrakte zu unterschreiben, in denen sie sich zur Arbeit auf dem Lande, in Bergwerken, Eisenhütten usw. verpflichteten. Diese Arbeit können die Leute aber wiederum nicht leisten. Ich habe hier Schneider, Uhrmacher, Friseure, Seiden-weber, Kellner gesehen, die man zur Grubenarbeit zwingen wollte. Es kommt hinzu, dass auch kräftige Leute oft eine unbezwingliche Angst vor der Grubenarbeit haben: «Ich will nicht in die Grube, weil mir

mein Leben lieb ist», hörte ich oft. Obendrein wurden die Leute auf den Werken oft nichtswürdig behandelt. «Verfluchte polnische Hunde» war die stehende Anrede, und daneben blühte ein unverschämtes Trucksystem⁴⁶. Das Ergebnis: Die Leute lassen ihren Lohn im Stich, gehen auf und davon. Viele kommen nach Berlin, sei es, um hier Arbeit zu suchen, sei es, weil sie in ihre Heimat entkommen möchten. Dann werden sie aufgegriffen und in die Stadtvogtei eingesperrt, bis sie «mürbe» sind und sich bereit erklären, jede Arbeit zu verrichten. Zuweilen werden ihnen für Verlassen der Arbeitsstelle Gefängnisstrafen auferlegt, aber nicht immer; es herrscht da absolute Willkür. Das Empörendste ist aber, dass zuweilen diese Strafe vollzogen wird, indem man die Leute hier in Dunkelarrest sperrt, also eine barbarische harte Strafe, ohne Richterspruch, über sie verhängt.

Den polnischen Gefangenen fehlt vielfach jedes subjektive Schuldbewusstsein; die polizeilichen Vorschriften, die sie übertreten haben sollen, sind ihnen meist ganz unbekannt. Ja, noch mehr: Die Leute sind oft, auch formal, durchaus im Recht. Ein Fall statt vieler: Stolipinski und Frankowski, Arbeiter einer Warschauer Spezialfabrik, (Herstellung emaillierter Eisengefäße) kamen nach einem ebensolchen Betriebe in Aalen am Rhein, mit ihnen 33 andere Arbeiter. In dem Kontrakt, den ich selbst gelesen habe, hieß es wörtlich: «Dieser Kontrakt gilt für die Dauer des Krieges, jedoch nicht länger als sechs Monate.» Der Agent hatte nebenbei den Fabrikanten betrogen und statt qualifizierter Arbeiter z. T. Hofarbeiter geworben. Die Leute arbeiteten nun in Aalen, verdienten aber viel weniger, als sie gehofft hatten (Akkordarbeit bei minderwertigem Material, und dann «konnten wir bei dem Hundefraß nichts leisten»). Der Kontrakt lief ab; der Fabrikant zahlte die Kosten für die Rückreise; die Arbeiter kamen nach Berlin, wurden verhaftet und in die Stadtvogtei gesperrt, die beiden Genannten sogar in Dunkelarrest. Man hielt sie wohl für Rädelsführer, weil ihre Namen in dem Kontrakt genannt waren und sie die Fahrkarten für die ganze Partie besaßen.

Genug solcher Einzelfälle! Es soll keineswegs bestritten werden, dass sich unter den verhafteten polnischen Arbeitern auch wüste Gesellen befanden, aber die Masse bestand aus ehrlichen Arbeitern, die man erst schamlos betrogen hatte, und dafür nicht minder schamlos misshandelte. Wie in einem Taubenschlage habe ich hunderte dieser polnischen Arbeiter durch die Stadtvogtei ziehen gesehen: Die einen wurden fortgeschickt, andere kamen herein. Alle aber waren

Träger eines unbändigen Hasses gegen Deutschland. Einmal ließ ich im Gespräch mit einer Gruppe die Redensart fallen «Auch die Deutschen sind Menschen»; darauf antwortete mir ein einfacher alter Landarbeiter: «Mein Herr! Ein Jude ist ein Mensch, ein Moskowiter ist ein Mensch, aber die Deutschen sind keine Menschen.» Und die hier durch die Stadtvogtei kamen, waren nur ein Teil der polnischen Arbeiter; es sind Hunderttausende in Deutschland, die unter gleichem Schicksal litten.

Hier wird eine Saat des Hasses gesät, die einmal furchtbar in die Halme schießen wird.

VII. AUS DER STADTVOGTEI IN DEN GRÜNEN WAGEN

Für die düsteren Bilder, die die Stadtvogtei bot, suchte das Oberkommando in den Marken seine Schutzbefohlenen durch kleine Scherze zu erheitern, von denen ich leider nur ganz wenige verzeichnen kann. Einen Hauptspaß hatte ich, als ich von der Kommandantur die Korrekturbogen eines wissenschaftlichen Aufsatzes erhielt, den ich vor meiner Verhaftung für das von Professor Karl Grünberg in Wien herausgegebene «Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung» geschrieben hatte. Die Bogen waren nämlich schon von einem unbekanntem Genius der Kommandantur zensurmäßig «korrigiert». Ich habe Tränen gelacht, als ich den herzbrechenden Blödsinn las; unter anderem ließ mich der große Denker, der meine stümperhafte Arbeit «verbessert» hatte, die verelenden Wirkungen der kapitalistischen Produktionsarbeit mit einem Federstrich aus der Welt schaffen. Ich bemerkte, als «Anmerkung für den Setzer», am Rande der Bogen, alle Korrekturen von fremder Hand müssten unterbleiben oder der Aufsatz dürfte nicht gedruckt werden. Danach erwartete ich einen Sturm im Glase Wasser, aber es erfolgte nichts, und das nächste Heft des Archivs brachte meine Arbeit in meinem unverstümmelten Text.⁴⁷ Anscheinend ist sich das selbstgefällige Völklein der Kommandantur meiner Frechheit gar nicht mehr bewusst gewesen und hat die Bogen, ohne sie noch einmal anzusehen, in die Druckerei zurückgesandt.

Auch unseren Frauen bemühte sich die Kommandantur, durch kleine Scherze das Leben leicht zu machen, sogar auf Kosten ihrer bewährten Prinzipien. Als Freund Meyer, kundig des Postenlaufs,

⁴⁶ Trucksystem bezeichnet die Entlohnung von Arbeitnehmern durch Waren, insbesondere die Praxis, als Arbeitgeber seine Arbeitnehmer mit Waren aus der eigenen Produktion zu entlohnen.

⁴⁷ Vgl. Franz Mehring: Karl Marx im Brüsseler Exil, in: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, 7. Jg. hrsg. von Karl Grünberg, Leipzig 1916, S. 281–331.

den das Oberkommando in den Marken eingerichtet hatte, einen schriftlichen Gruß zum Geburtstage seiner Frau zehn Tage vorher absandte, mit dem ausdrücklichen Bemerken, er schreibe so früh, damit sein Glückwunsch möglichst am Geburtstage selbst einträfe, wurde der Brief mit der ganz gewöhnlichen Post befördert, so dass er acht Tage vor dem Geburtstage eintraf. Als meine Frau wieder mir eine sehr dringliche Mitteilung zu machen hatte und, um wenigstens einen ganzen oder halben Tag zu sparen, den Brief gleich an die Kommandantur adressierte, wo, wie sie wusste, alle Briefe gelesen werden mussten, erhielt sie ihn acht Tage später, unter strenger Wahrung des Briefgeheimnisses, mit dem Vermerk zurück: Adressat auf der Kommandantur unbekannt.

So befolgte die Kommandantur Goethes Rat: Komm den Frauen zart entgegen, aber ob sie den Lohn geerntet hat, den der Altmeister mit den Worten verheißt: Du gewinnst sie auf mein Wort, muss ich dahingestellt lassen. Wenigstens als ich meine Frau nach meiner Entlassung fragte, wie ihr der Verkehr mit der Kommandantur gefallen habe, antwortete sie trocken: Ich hatte immer die Empfindung, als hätte ich mit einer Rotte boshafter Affen zu tun.

Wie ich bereits erwähnte, hatte meine Frau erst am 30. Tage meiner Haft Sprecherlaubnis erhalten, aber dann für jeden Tag. Mit der unheilbaren Illusion moderner Kerkmenschen sahen wir darin die Wirkung eines ausführlichen Gutachtens, das mein langjähriger Hausarzt dem Oberkommando in den Marken eingereicht hatte. Er hatte darin, um wenigstens die schlimmen Folgen meiner Haft abzuwehren, eine Reihe diätischer Vorschriften gemacht, denen ich bei dem täglichen Verkehr mit meiner Frau nachkommen konnte.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Und das Unglück schreitet schnell.⁴⁸ Die ganze Herrlichkeit dauerte nur etwa zwei Wochen, und das kam so:

Das Generalkommando in Münster hatte sich im April 1915 nicht daran genügen lassen, die Zeitschrift «Internationale», die ich mit der Genossin Luxemburg gemeinsam herausgab, zu verbieten, sondern auch den Staatsanwalt in Düsseldorf auf ihren staatsgefährlichen Inhalt aufmerksam gemacht. In der Tat war gegen die beiden Herausgeber, die Genossin Zetkin als Mitarbeiterin, den Genossen Berten⁴⁹ als verant-

wortlicher Redakteur und den Genossen Pfeiffer als Drucker vor dem Landgericht in Düsseldorf Anklage erhoben worden, weil Rosa Luxemburg und Clara Zetkin unerlaubte Friedenswünsche geäußert hatten. Auf den 4. Oktober war die Hauptverhandlung angesetzt. Unser Verteidiger war der – inzwischen unter den bekannten Umständen zu Heeresdienste eingezogene – Genosse Weinberg, aus dessen Kanzlei bei mir angefragt wurde, ob mir ein Antrag auf Vertagung der Hauptverhandlung genehm sei. Dieser Brief war am 16. September⁵⁰ in der Stadtvogtei angegeben und auf dem Umschlage als dringende Eilsache bezeichnet worden; gleichwohl wurde er mir erst am 28. September ausgehändigt. Darüber hätte ich beinahe meinen Humor verloren. Wenn das eine Generalkommando mir einen Prozess vor den ordentlichen Gerichten des Landes anhängt, und das andere Generalkommando mir die rechtzeitige Vertretung meiner Interessen vor diesen Gerichten erschwert, so ging mir diese Generalkommandiererei doch ein wenig über den Spaß.

Jedoch plante ich keinen revolutionären Gegenschlag, sondern als wohlerzogener Staatsbürger beschränkte ich mich auf den bescheidenen Wunsch, der Genosse Oskar Cohn möge als mein Rechtsbeistand bei dem Oberkommando in den Marken anregen, ob sich dessen origineller Postenlauf nicht einigermaßen dem kaiserlichen Worte annähern ließe: Unsere Zeit steht im Zeichen des Verkehrs. Zu diesem Behufe übergab ich den Brief, der mir von der Kommandantur zugegangen, also ihrer Zensur unterlegen war, am Tage, nachdem ich ihn empfangen hatte, meiner Frau mit der Bitte, ihn zu weiterer Veranlassung dem Genossen Cohn zu übergeben, und zwar tat ich es in der engen Schreibstube, in der Anwesenheit mehrerer Gefängnisbeamten, die alle Augen- und Ohrenzeugen dieser Haupt- und Staatsaktion waren. Keiner erhob irgendeinen Widerspruch oder nahm meiner Frau den Brief ab.

Gleichwohl wurde ihr daraufhin die tägliche Sprecherlaubnis entzogen, und ihr nur noch einmal in der Woche gestattet, mich zu sehen. Alle ihre Bemühungen, diese Verfügung rückgängig zu machen, scheiterten an dem Einspruch: Ja, Ihr Mann hat Ihnen einen Brief zugeschickt. Und nur der Ministerialdirektor Lewald⁵¹ brachte einen neuen Ton in das Papageiengeschwätz, indem er meine Frau durch den Trost erquickte, vor Ablauf des Krieges würde ich nicht aus der Schutzhaft entlassen werden.

48 «Doch mit des Geschickes Mächten / Ist kein ew'ger Bund zu flechten, / Und das Unglück schreitet schnell.» Schiller: Die Glocke, 1800.

49 Vgl. Peter Berten: Lebenslauf eines einfachen Menschen, Düsseldorf 1958, S. 145 ff.; Jörn Schütrumpf: Von Hechingen nach Moskau – aus der Provinz an die Peripherie, in: Paul Levi: Ohne einen Tropfen Lakaienblut. Schriften, Reden, Briefe, Bd. I/1: Spartakus: Das Leben bis zur Ermordung des Leo Jogiches, Berlin 2018, S. 43.

50 Im Original: November.

51 Theodor Lewald (1860–1947) war ein hochrangiger Verwaltungsbeamter und Sprecher für die Reichsregierung im Deutschen Reichstag.

Hatte sich der Verfall meiner Gesundheit einigermaßen verlangsamt, so lange ich meine Frau täglich sprechen konnte, so kehrte nunmehr das alte Elend wieder. Besonders schienen mir zunehmende Schwindelanfälle nicht ganz unbedenklich zu sein, da mein Hausarzt schon längst fortgeschrittene Arterienverkalkung bei mir festgestellt hatte. Sie traten eines Abends so heftig auf, dass der wachhabende Unteroffizier sich erbot, aus der nächsten Kaserne einen Militärarzt herbeizutelefonieren. Ich bat ihn, einstweilen davon abzusehen, da ich am nächsten Morgen den Gefängnisarzt befragen wollte.

Dieser Herr – es war der ständige Gefängnisarzt, der inzwischen zurückgekehrt war – erklärte mir jedoch auf mein Ersuchen um eine gründliche Untersuchung meiner Körperkonstitution, dazu bedürfe er der Genehmigung durch die Kommandantur, die ich einholen müsse.

Darauf ließ ich mich begreiflicher Weise nicht ein. Das fehlte gerade noch, bei den Leuten, die mich langsam hinmordeten, die Erlaubnis abzubetteln, einen Arzt zu konsultieren. Doch zeigte sich schon am nächsten Tage, dass meine Tage in der Stadtvogtei gezählt waren.

Im Hauptausschuss des Reichstages hat Herr Lewald erzählt, ich sei anfangs «unangemessen» untergebracht worden, aber auf meine Beschwerden habe die Reichsleitung Abhilfe geschaffen. Die Angabe, dass ich anfangs unangemessen untergebracht worden sei, wird doch nicht ganz der Tatsache gerecht, dass acht Wochen lang meine Gesundheit systematisch zerstört worden war. Und ganz unzutreffend war die Angabe, dass ich mich irgendwo und bei irgendwem über «unangemessene» Behandlung «beschwert» hätte. Ich denke darin wie der Held meiner Jugend, der wackere Lederstrumpf, der, wenn er in die Gewalt eines feindlichen Indianerstammes geriet und an den Pfahl gebunden wurde, auch niemals schriftliche Beschwerden auf dem Instanzenwege eingereicht hat.

Richtig ist dagegen wohl, dass meine Frau, mein Rechtsbeistand und meine Freunde, wie namentlich Fritz Kunert,⁵² der den Generalobersten von Kessel und den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg⁵³ durch offenerzige Zuschriften erfreute, sich eifrig bemüht haben, den mir zugefügten Misshandlungen zu steuern. Und ich vermute sogar, dass die «Reichsleitung» diesen Beschwerden mit größerem Eifer nachgegeben hat, als sich aus den Worten des Herrn Lewald

entnehmen lässt. So schöpfe ich diese Vermutung aus der unwilligen Höflichkeit, womit ich vom Oberkommando in den Marken aus der Stadtvogtei geworfen wurde, so dass mir alle Knochen krachten. Als Freund Meyer, der in den Augen des Oberkommandos doch ein ebenso gefährlicher Hochverräter war als ich, in das Krankenhaus des Untersuchungsgefängnisses in Moabit übergeführt wurde, erhielt er ein paar Stunden Frist, um seine Bücher, Kleider, Wäsche usw. zu packen; auch durfte er ein Auto benutzen, um die Fahrt zu machen. Bei mir dagegen erschien am 9. Oktober, zehn Minuten vor acht Uhr, ein Unteroffizier mit der Meldung, um acht Uhr würde ich forttransportiert. Ich antwortete, das würde wohl nicht angehen, da ich erst zu frühstücken und dann meine Sachen zu packen gedächte. Darauf erfolgte der übliche Anschnauzer, worauf ich erklärte, ich ließe mich nicht schlechter als Raubmörder behandeln, und wolle man mich forthaten, so möge man mich hinausschleppen. Ich gebe zu, dass ich damit einigermaßen übertrieb, denn an Raubmörder wurden noch härtere Anforderungen gestellt, als an mich gestellt wurden, aber mein Gott! wer ist schon ungestraft unter Palmen gewandelt? Wenn man acht Wochen lang in einem täglichen Kleingewehrfeuer von Anschnauzern gelebt hat, so fängt man am Ende selbst an zu schnauzen.

Der Lärm lockte Freund Marchlewski herbei, der entschieden für mein Menschenrecht eintrat, zu frühstücken, aber während ich den Kaffee trank, den er mir zum letzten Male braute, mich überzeugte, ich müsse um meiner selbst willen den widrigen Skandal vermeiden, an Handschellen aus dem Kerker geschleppt zu werden; er wolle meine Siebensachen schon besorgen, was er denn auch getreulich getan hat.

Natürlich wurde mir weder gesagt, wohin die Fahrt ging, noch die Möglichkeit gegeben, an meine Frau zu telefonieren. Als sie nun mittags mein Essen schickte und die Botin mit der Nachricht zurückkehrte, ich sei irgendwo in der Welt, nur nicht in der Stadtvogtei, eilte meine Frau selbst nach der Dircksenstraße, erhielt aber keine andere Auskunft als den höhnischen Bescheid, sie könne sich ja darnach umsehen, wo sie ihren Mann fände. Nur immer hübsch brutal; sonst wankte des Reiches Herrlichkeit in ihren Grundfesten.

Inzwischen war ich nach meinem Frühstück in die Schreibstube hinabgestiegen, von wo mich kein Unteroffizier, sondern ein anders uniformierter Mann auf die Straße geleitete, und hier fand ich den Grü-

52 Fritz Kunert (1850–1931) war bis 1918 Mitglied des Reichstags, bis 1917 für die SPD, dann für die USPD.

53 Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921) war von 1907 bis 1909 Staatssekretär des Reichsamtes des Innern und von 1909 bis 1917 Reichskanzler.

nen Wagen meiner harren. Freunde haben mich später gefragt, weshalb ich mich nicht geweigert hätte, das verrufene Gefährt zu besteigen, aber damit würde ich nichts anderes erreicht haben, als dass ich zum Gaudium der lieben Straßenjugend an Handschellen hineingezerzt worden wäre. Jedoch muss ich offen gestehen, dass ich überhaupt keinen Augenblick daran gedacht habe, das Oberkommando in den Marken vor einer gräulichen Blamage zu bewahren. Soweit reichte meine Nächstenliebe wirklich nicht. Ich stieg also hinein und fand auf der einen Längsbank zwei Gentlemen von äußerst fragwürdigem Aussehen, ihnen gegenüber aber ein Dämchen mit zerzauster Pony-Frisur, kecken Augen und welken Wangen, auf die eine grelle Schminke erfolglos den holden Schmelz der Jugend und Unschuld zurückzuzaubern versuchte. Bescheiden setzte ich mich zu den Herren, worauf mir mein Nachbar gemütlich auf die Schultern klopfte: «Setze Dir man rieber zu det Freilein – Du bist ja schon alt.» Dieser anmutige Scherz erregte allgemeinen Beifall, und die Lady raffte mit verschämtem Kichern ihre Kleider zusammen, um mir einen möglichst bequemen Platz an ihrer grünen Seite einzuräumen.

Dann stieg der Aufseher ein und die Karrete rumpelte los, um nach einer Weile vor irgendeinem Kerker zu halten und neue Fracht einzunehmen. Kaum war der Aufseher ausgestiegen, als einer der beiden Gentleman einen gotteslästerlichen Fluch ausstieß, worauf ihn der andere zurechtwies: «Hab' Dir nicht so mit det bicken Körperverletzung. Ick habe schon een Jahr wegen Unterschlagung abjerissen und nun noch een paar Jährchen wegen Diebstahl – da liegt Musike drin.» Die moderne Aspasia⁵⁴ suchte dies etwas plebejische Gespräch auf eine philosophische Höhe zu heben, indem sie sich mit den Worten an mich wandte: «Kleene Diebe hängt man und jroße lässt man loofen», und ich wollte ihr eben meine Genugtuung darüber ausdrücken, dass meine praktischen Lebenserfahrungen mich zu demselben trostlosen Ergebnis geführt hätten, als der Aufseher mit einigen neuen Galgengesichtern erschien und wir nun alle in nachdenkliches Sinnen verfielen.

Worüber meine würdigen Nachbarn nachdachten, vermag ich nicht zu sagen; mich selbst beschäftigten melancholische Betrachtungen über die Feigheit und Niedertracht eines Systems, das, unfähig zu geistigem Kampfe mit seinen politischen Gegnern, sie dadurch zu bewältigen sucht, dass es sie, eingepfercht zwischen Dieben, Messerhelden und Straßendirnen, im Verbrecherkarren von Kerker zu Kerker schleppen lässt.

VIII. IM KRANKENHAUS DES UNTERSUCHUNGSGEFÄNGNISSSES

Als Ziel der Fahrt ergab sich das Krankenhaus des Untersuchungsgefängnisses in Moabit, wo Freund Meyer schon seit dem 15. September hauste.

Im Hauptausschuss des Reichstages haben die Vertreter der «Reichsleitung» einiges Aufheben davon gemacht, wie wesentlich meine Lage durch diese Übersiedlung gebessert worden sei. An sich ist diese Besserung nicht zu bestreiten. Nur darf man doch wohl nicht als besondere Großmut beanspruchen, was für den gemeinsten Verbrecher selbstverständliches Recht ist. Wenn ein Raubmörder sich schwer erkrankt in Untersuchungshaft befindet, so wird er in das Krankenhaus überführt. Wenn mir nun als politisch unbequemen Gegner der Regierung, dem nicht der geringste Verstoß gegen die Gesetze des Landes nachgewiesen werden konnte, dieselbe «Vergünstigung» im Falle schwerer Erkrankung widerfuhr, so mag das für preußische Verhältnisse immerhin eine großartige Leistung sein, aber es ist doch schwer zu erkennen, weshalb die Vertreter der «Reichsleitung» aus lauter Rührung über diesen Beweis ihres Edelmutts an den eigenen Kohlen schmolzen.

Auf einem ganz anderen Blatte steht meine gern gezollte Anerkennung dafür, dass mich die Beamten des Gefängnisses, vom Direktor bis zum letzten Aufseher, in menschlich würdiger Weise behandelt haben. Der Direktor suchte mich gleich nach meiner Einlieferung in meiner Zelle auf, erbot sich, sofort meine Frau von meinem nunmehrigen Aufenthalt zu benachrichtigen, so dass diese mit einer angstvollen Nacht davonkam, und versprach mir, innerhalb seiner Befugnisse meine Haft nach Möglichkeit zu erleichtern, was er auch getan hat. Dazu gewann ich wieder das Vertrauen auf die ärztliche Wissenschaft, das ich in der Stadtvogtei gänzlich verloren hatte. Ich traf auch hier zunächst einen stellvertretenden Gefängnisarzt, der meiner Gesundheit schon einen wesentlichen Dienst leistete; dann kehrte der ständige Gefängnisarzt zeitweise von der Front zurück und untersuchte aus freien Stücken wiederholt meine körperliche Verfassung mit einer Gründlichkeit und Umsicht, um die ich mich in der Stadtvogtei vergebens bemüht hatte. Nicht zum wenigsten freundlich erwies sich mir der Anstaltsgeistliche, doch fiel er bald, als ein Opfer seiner echt christlichen und eben deshalb echt menschlichen Gesinnung «auf dem Felde der Ehre».

Schade nur, dass mich das Oberkommando in den Marken zu liebgewonnen hatte, um mich aus seiner

54 Aspasia (um 470 v. u. Z.–um 420 v. u. Z.) war eine griechische Philosophin.

Die Lessing-Legende

Seine Rettung
von
Franz Mehring
.....
Beist einem Anhange
über
den historischen Materialismus

Stuttgart
Verlag von J. F. W. Dieck
1893

Als Historiker widerlegte Franz Mehring mit Vorliebe die Legenden der preußisch-deutschen Geschichtsschreibung.

väterlichen Obhut zu entlassen. Es behielt sich vielmehr volle Verfügungsfreiheit über meine Person vor; der «Herr Oberstleutnant», der am Tage vor meiner Ankunft in dem Krankenhause erschienen war, um für mich Quartier zu machen, hatte den strengsten Befehl erteilt, mich zu isolieren und namentlich jeden Verkehr mit Meyer zu hindern. Die alte Marotte spukte also noch immer. Ferner hatte das Oberkommando in den Marken angeordnet, dass ich mit meiner Frau und meinem Anwalt nur unter der Überwachung eines Geheimpolizisten sprechen dürfe, während es in der Stadtvogtei nur der Gegenwart eines Unteroffiziers bedurfte, um mit ihnen zu verkehren. Man begreift leicht, dass diese Anordnungen vortrefflich geeignet waren, die körperliche Erholung, auf die ich in dem Krankenhause rechnen durfte, durch geistige und moralische Depression wieder wettzumachen.

Man mag sich mit der Schutzhaft abfinden, wenn man weiß, weshalb und wie lange man brummen muss, aber sie wird zur gräulichen Qual, wenn man sich im Zustande vollkommener Rechtlosigkeit befindet. Jedoch wurde sie mir einigermaßen erleichtert durch das Wohlwollen des Anstaltsgeistlichen, der mich nicht nur mit anregender Lektüre aus der Gefängnis- und seiner Privatbibliothek versorgte, sondern auch täglich seiner stark beanspruchten Zeit

ein Viertelstündchen abmüßigte, um mit mir zu plaudern. Es waren – bei der weltweiten Verschiedenheit unserer politischen, religiösen und sozialen Anschauungen – natürlich ganz harmlose Gespräche über literarische Erscheinungen oder Erinnerungen aus Italien, wo der Geistliche als Pfarrer einer deutschen Gemeinde mehrere Jahre gelebt hatte und ich häufiger gewesen war oder dergleichen mehr, aber es war mir eine wirkliche Erquickung, wenigstens in Bruchteilen des langen Tages mich mit einem gebildeten und weiterfahrenen Manne zu unterhalten.

Dagegen waren die zehn Minuten, die ich wöchentlich einmal mit meiner Frau sprechen durfte, durch die geheimpolizeiliche Überwachung für mich mehr eine Qual als eine Erholung. Wir hatten sicherlich über keine staatsgefährlichen Geheimnisse zu sprechen, aber doch über manche häusliche Angelegenheiten, die man in zivilisierten Ländern, wo die «Heiligkeit der Ehe» mehr als ein albernes Schlagwort ist, Eheleute unter sich abmachen lässt. Sie zu erörtern, während einige Schritte von einem ein fatal glotzendes Gesicht mit gespitzten Ohren steht, um irgendein Wort aufzufangen, woraus einem oder dem andern oder einem Dritten ein Strick gedreht werden kann, das ist nicht sehr angenehm.

Der Geheime, der uns bespitzeln sollte, erwies sich gleich bei seinem Antritt als eine gute Nummer. Obgleich ich vom Arzte sofort auf Krankenkost gesetzt war, die sich durchaus als nahr- und schmackhaft erwies, so hatte wegen ihrer Einförmigkeit doch der Direktor selbst meiner Frau geraten, wenigstens einen Tag um den anderen mir einige Zukost zu senden. Um nun mit ihr zu besprechen, wie sich das mit Einrichtungen des Gefängnisses vereinbaren ließ, hatte ich den Geistlichen gebeten, der ersten Sprechstunde, die ich mit meiner Frau hatte, als ein mit der Hausordnung des Untersuchungsgefängnisses genau vertrauter Mann beizuwohnen, und in der Tat gab er uns wertvolle Ratschläge in der Unterhaltung, die sich allein um diese sozusagen gefängnistech-nischen Fragen bewegte. Tags darauf kam aber der telefonische Befehl des Oberkommandos, der Geistliche dürfe diesen Unterredungen zwischen meiner Frau und mir nicht mehr beiwohnen. «Gründe werden diesseits nicht angegeben.» Offenbar befürchtete das Oberkommando, dass die staatsretterischen Zwecke der politischen Überwachung durch die Anwesenheit eines gewissenhaften und wahrheitsliebenden Zeugen gefährdet werden könnten.

Einige Tage darauf wurde dem Geistlichen überhaupt verboten, mich zu besuchen. Ob «diesseits» dafür «Gründe» angegeben worden sind, weiß ich nicht. Leider riss ich dadurch auch die Genossen Meyer und Regge in mein Verderben, von denen dieser am 24.

Oktober ebenfalls in das Krankenhaus des Untersuchungsgefängnisses überführt worden war. Auch sie durften von dem Geistlichen, der sich ihnen ebenfalls freundlich erwiesen hatte, nicht mehr besucht werden. So war uns auch der melancholische Trost geraubt, wenigstens mit Raubmördern auf gleichem Fuß behandelt zu werden. Denn in allen zivilisierten Ländern – und wenn nicht irre, sogar in Preußischen – haben auch die ärgsten Verbrecher das Recht, mit dem Gefängnisgeistlichen ohne Zeugen zu sprechen.

Für mich persönlich, nicht so für Meyer und Regge, war noch die besondere Folter ausgeheckt, auch meinen Rechtsbeistand nur in Gegenwart eines geheimen Spitzels zu sprechen. Genosse Cohn sah darin eine Kränkung seines Berufs und stellte – ohne vorherige Verabredung mit mir, aber mit meiner vollkommenen Zustimmung – seine Besuche ein. Nun ergab sich aber die Notwendigkeit, dass er in einer Sache, die sich gar nicht auf meine Schutzhaft bezog, mit mir sprechen musste. In der Düsseldorfer Affäre war nämlich wieder Termin zur Hauptverhandlung auf den 24. November angesetzt; da Genosse Weinberg noch immer behindert war, so hatte ich den Genossen Cohn ersucht, mich auch in dieser Sache zu vertreten. Um sich über die näheren Umstände zu orientieren, musste er mich persönlich ohne Zeugen sprechen, wonach er gemäß § 148 der Strafprozessordnung ein unanfechtbares Recht hatte. Allein das Oberkommando in den Marken entschied: Schutzhäftlinge haben überhaupt keine Rechte, auch nicht solche, die Verbrechern in den Gesetzen des Landes gesichert sind, und das Reichsjustizamt gab dieser militärischen Unverschämtheit seinen Segen, wie Herr Lewald auf eine Anfrage des Genossen Cohn im Reichstage versicherte. Darüber murrten denn allerdings auch die bürgerlichen Rechtsgelehrten, und nun lenkte das Oberkommando in den Marken soweit ein, dass es – gez. v. Beye, Chef des Stabes – für den Fall, dass es bei dem Termin am 24. November bleibe,

Genosse Cohn «aus Billigkeitsgründen» eine halbe Stunde ohne Zeugen mit mir sprechen dürfe, aber es müsse dabei bleiben, dass ich militärisch nach Düsseldorf eskortiert würde.

Es blieb jedoch nicht bei dem Termin vom 24. November. Der Gefängnisarzt protestierte gegen meinen Transport, und das Landgericht in Düsseldorf setzte den Termin am 17. November ab. Noch am selben Tage benachrichtigte mich der Staatsanwalt in Düsseldorf davon in einem amtlichen, an mich persönlich unter genauester Adresse gerichteten Schreiben, das er zudem einschreiben und durch Eilboten bestellen ließ. Das amtliche Schreiben unterschlug das Oberkommando und ließ es mir erst am 22. November aushändigen, das heißt in dem Augenblick, wo ich, wenn es bei dem Termin vom 24. November geblieben wäre, den Transport hätte antreten müssen. Ich sollte die Aussicht, als todkranker Mensch unter militärischer Eskorte durch halb Deutschland geschleppt zu werden, bis zur Neige auskosten. Und da soll man nicht von boshaften Affenstreichen sprechen?

Übrigens hat man den Düsseldorfer Prozess offiziell verjähren lassen. Selbst für preußische Nerven war es wohl zu starker Tobak, Clara Zetkin und Rosa Luxemburg wegen ihrer würdigen Friedenspropaganda aus dem Frühjahr 1915 vors Gericht zu stellen, zur Zeit, wo die schuldigen Urheber des Krieges von den Feinden einen demütigenden Frieden erbetteln mussten.

Aus: Die Rote Fahne. Zentralorgan des Spartakusbundes, 1. Jg., Nr. 6 (21. November 1918), Nr. 7 (22. November 1918), Nr. 8 (23. November 1918), Nr. 9 (24. November 1918), Nr. 11 (26. November 1918), Nr. 14 (29. November 1918), Nr. 17 (2. Dezember 1918), Nr. 20 (5. Dezember 1918), Nr. 26 (11. Dezember 1918), Nr. 33 (18. Dezember 1918), Nr. 38 (23. Dezember 1918), Nr. 41 (27. Dezember 1918).

Franz Mehring, Ernst Meyer, Rosa Luxemburg

Gefängnispoesie

Als Franz Mehring und Ernst Meyer während des Krieges zusammen in Schutzhaft saßen, schmiedeten sie zu ihrem Zeitvertreib nachstehende Verse.

Wir brachten die Kinder ihrer Muse Rosa Luxemburg nach Wronke. Flugs sprach sie ihre poetische Zurechtweisung ob dieser «Schlemmerei» aus.

Beim Lesen der Verse Rosa Luxemburgs bemerkte Leo Jogiches lächelnd: «Rosas erstes Flugblatt war in Hexametern geschrieben. Sie liebte die Poesie so leidenschaftlich, dass sie ganz unbewusst dieses Versmaß bei der Abfassung des Flugblattes angewendet hatte und es in Prosa umschreiben musste, als wir sie darauf aufmerksam machten.»⁵⁵

I. UNTERTÄNIGES PROMEMORIA AN FRAU MARTA ROSENBAUM

Als Karolus ward begraben in des Kerkers tiefem Grauen,
sandt ihm süße Kognakkirschen wohl die edelste der Frauen.
Da wir nunmehr brummen achtzehn oder gar schon zwanzig Wochen,
haben wir an jedem Tage uns die gleiche Huld versprochen.
Doch an jedem Tag vergebens harrten wir der süßen Spende,
denn die edelste der Frauen schloß für uns die Feenhände!
Uns're legitimen Frauen sandten uns hausgeback'ne Gaben,
doch an Kognakkirschen konnte nie sich unser Herz erlaben.
«Butter hab' ich, Brot und Pudding, und dazu noch frische Eier,
aber keine Kognakkirschen», also klagt Genosse Meyer.
«Ich auch speise Fleisch vom Rinde oder Fisch vom sauren Hering,
aber keine Kognakkirschen», also seufzt Genosse Mehring.
Dieses große Elend ohne großes Mitleid anzuschauen,
nimmer glauben wir so Arges von der edelsten der Frauen.
Uns're flehentliche Bitte wird ihr gutes Herz erweichen
Und mit holdem Lächeln wird sie uns die Kognakkirschen reichen.

Franz Mehring

Ernst Meyer

Untersuchungsgefängnis, 14.11.16
Alt-Moabit 12a

⁵⁵ Die einleitenden Zeilen stammen von Mathilde Jacob, die die folgenden Gedichte in der von Paul Levi herausgegebenen Zeitschrift «Sozialistische Politik und Wirtschaft» (2. Jg., 17. Juli 1924) veröffentlichte, dort aber den Namen von Marta Rosenbaum durch Auslassungszeichen ersetzte.

II. UNTERTÄNIGE DANKHYMNE AN FRAU MARTA ROSENBAUM

Nun spielen wir die Leier, Franz Mehring und Ernst Meyer.
In gläubigem Vertrauen zur edelsten der Frauen.
Denn wir gestehen ehrlich: Die Kirschen waren herrlich.
Wie sollen wir ihr danken, als daß wir ohne Wanken
zu ihrer Fahne schwenken und unser Herz ihr schenken,
– Soweit es uns gestatten die legitimen Gatten. –
Nun wünschen wir das Beste ihr zu dem Weihnachtsfeste.
In dessen lichtigem Scheine wir bitten um das eine:
Daß sie im Neuen Jahre die alte Huld uns wahre!

III. AUF DAS UNTERTÄNIGE PROMEMORIA BEKÜMMERTE ANTWORT EINES UNBERUFENEN⁵⁶

Ach, der Mensch ist nie zufrieden, Wenn's ihm geht zu gut hinieden!
Im Besitz zwo zücht'ger Frauen, Die sich müh'n vom Morgengrauen
Um jedwededes eßbar gut Ding, Fleisch und Eier, Fisch und Pudding, –
Nicht befriedigt, still und ehrlich, Sondern noch viel mehr begehrllich,
Stürmt verwegen in die Leier
So der Mehring wie der Meyer! Doch nicht darum hat uns Kessel
Hingesetzt in die Nessel, Um der Fleischeslust zu fronen
Und zu schlucken Kognakbohnen! Denkt, wie mancher Zeitgenosse,
Nicht verhätschelt so vom Lose, Hat nicht Frau, noch Speck, noch Hering,
Als wie Meyer und wie Mehring, Und vom Kognak keinen Nebel,
Und im Munde nur den Knebel, Alldieweil jetzt herrscht der Säbel.
Bei so großen Teufelsleiden, Lernt euch züchtig zu bescheiden
Und auch Dinge unterscheiden, Denn das merkt euch: Seit Aeonen
Spricht man nicht Kognakkirschen, Sondern nur von Kognakbohnen.

R. L.

*Aus: Rosa Luxemburg an Mathilde Jacob, in:
Gesammelte Briefe, Bd. 5, Berlin 1982 ff., S. 148 ff.*

⁵⁶ Die Verfasserin ist Rosa Luxemburg.

Franz Mehring

Die deutsche Bürokratie

Neben den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk sind es die Ernährungsfragen, die in dieser «fröhlichen, seligen Weihnachtszeit»⁵⁷ das allgemeine Interesse lebhaft erregen.

Bezeichnend dafür ist ein Artikel des Herrn v. Gerlach⁵⁸ in der «Welt am Montag», worin drastisch nachgewiesen wird, wie die völlige Kopflosigkeit der Kriegsernährungspolitik durch die «allgemeine Mogelei»⁵⁹ ergänzt werden muss, um der Masse der Nation eine notdürftige Ernährung zu sichern. Herr v. Gerlach fragt, ob es aus diesem nun schon jahrelangen Elend keinen Ausweg gebe, ob man sich in verzweifelter Resignation diesem schauerhaften Zustand geduldig fügen müsse? Wenn wir einfach fortwurstelten, wie bisher, so schlitterten wir immer tiefer in physische Erschöpfung und moralische Verlotterung.

Herr v. Gerlach weiß einen Ausweg. Er meint, unter all den Männern, die bisher an verantwortlicher Stelle mit der Lebensmittelpolitik befasst worden seien, habe sich keiner so viel Vertrauen zu erwerben gewusst, wie Herr Michaelis⁶⁰. So stelle man ihn, da er glücklicherweise nicht mehr Reichskanzler sei, an die Spitze des Kriegsernährungsamts mit diktatorischen Vollmachten. Eine solche Lebensmitteldiktatur sei nur möglich, wenn sie militärisch frisiert werde. Aber Herr Michaelis sei ja Major oder Oberstleutnant; man mache ihn zum militärischen Chef des gesamten Ernährungswesens, man gebe ihm Macht über alle Behörden im Reich wie in Einzelstaaten. Einen anderen Ausweg sieht Herr v. Gerlach nicht mehr.

Als vorsichtiger Mann, der es in der preußischen Bürokratie bis zum Assessor oder gar – wenn wir nicht sehr irren – sogar zum stellvertretenden Landrat gebracht hat, hütet sich Herr v. Gerlach wohlweislich zu sagen, das von ihm vorgeschlagene Experiment müsse gelingen. Er beschränkt sich auf die Hoffnung, dass es gelingen könne. Aber in all seiner Bescheidenheit ist er noch viel zu vertrauensselig.

Nehmen wir an, dass Herr Michaelis den Erwartungen entspreche, die Herr v. Gerlach auf ihn setzt, und sich als Lebensmitteldiktator ebenso bewährte, wie er als Reichskanzler versagt hat, so würde die einfache Folge dieser Tatsache nur sein, dass er aus seiner Stellung als Lebensmitteldiktator noch viel schneller verschwinden müsste, als er aus seiner Stellung als Reichskanzler verschwunden ist. Darüber sollte sich ein Kenner der preußischen Bürokratie wie Herr v. Gerlach doch nicht einmal bescheidenen Illusionen hingeben.

Die preußische Bürokratie – die ja mehr oder weniger Rückgrat und Vorbild der deutschen Bürokratie ist – war von Anbeginn «militärisch frisiert». Sie entstand vor etwa zweihundert Jahren im engsten Zusammenhange mit dem preußischen Militarismus, als dessen Aushebungs- Musterungs-, Finanz-, Verwaltungsbehörde. Der erste Drillmeister des preußischen Heeres, der König Friedrich Wilhelm I.⁶¹, hat zugleich die preußische Bürokratie geschaffen, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten, die er im Jahre 1714 niederschrieb: «Man muß dem Herrn mit Leib und Seele, mit Hab und Gut, mit Ehre und Gewissen dienen, und alles daran setzen, als die Seligkeit. Die ist vor Gott, aber alles andere muß mein sein. Sie sollen nach meiner Pfeiffe tanzen oder der Teuffel hole mich, ich lasse hangen und braten, wie der Zar, und traktiere sie wie Rebellen.» Diese Sätze sind die Magna Charta⁶², die Verfassungsurkunde der preußischen Bürokratie, und diese Verfassung zeichnet sich vor der Verfassung des preußischen Staates jedenfalls dadurch aus, dass sie sich in ihrer unversehrten Schönheit durch zwei Jahrhunderte erhalten hat.

Wie sich das ostelbische Junkertum alsbald des Heeres bemächtigte, so auch der Bürokratie, eine Entwicklung, die zwar nicht Friedrich Wilhelm I., aber sein Sohn, der sogenannte große Friedrich⁶³, sogar begünstigte. Jedoch wie schon im Heere, so konnten die ganz ungebildeten Junker noch viel weniger

57 Anspielung auf das Weihnachtslied «O du fröhliche».

58 Hellmut von Gerlach (1866–1935), Publizist und Politiker, 1903 bis 1907 Mitglied des Reichstags für die Nationalliberalen, unter anderem Chefredakteur der Zeitung «Die Welt am Montag» (erschien von 1896 bis 1933), 1932 übernahm er vom inhaftierten Carl von Ossietzky (1889–1938) die Herausgabe der Weltbühne und war maßgeblich an der Kampagne für die Verleihung des Friedensnobelpreises an Ossietzky beteiligt. 1933 ging er ins Exil nach Österreich, später nach Frankreich.

59 Hellmut von Gerlach: Alles mogelt, in: Die Welt am Montag, 23. Jg., Nr. 52, 24. Dezember 1917.

60 Georg Michaelis (1857–1936), Jurist und Politiker. Er war vom 14. Juli bis 1. November 1917 Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident. 1914 hatte er nach Beginn des Ersten Weltkrieges im Nebenamt die Leitung der Reichsgetreidestelle übernommen, 1917 wurde er preußischer Staatskommissar für Volksernährung.

61 Friedrich Wilhelm I. («Soldatenkönig», 1688–1740) war seit Kurfürst von Brandenburg und 1713 König in Preußen.

62 Magna Charta ist eine von König Johann Ohneland zu Runnymede in England am 15. Juni 1215 besiegelte Vereinbarung mit dem revoltierenden englischen Adel. Sie gilt als wichtigste Quelle des englischen Verfassungsrechts.

63 Friedrich II. (1712–1786), ab 1740 Markgraf von Brandenburg und König in, ab 1772 König von Preußen.

in der Bürokratie der bürgerlichen Intelligenz entbehren, und es hat gewiss in der preußischen Bürokratie Männer gegeben, die es als den Zweck ihres Amtes betrachten, die allgemeinen Volksinteressen zu vertreten. Nur dass es ihnen allemal übel genug bekommen ist!

Als der «große» Friedrich nach dem Siebenjährigen Kriege⁶⁴, der die preußischen Provinzen aufs grauvollste verwüstet hat, die französische Regie einrichtete, die der verhungerten Bevölkerung das letzte Stück Brot aus der Hand zu schlagen drohte, entwarf der geheime Rat Ursimus eine ehrerbietige Vorstellung, die den König auf die verhängnisvollen Folgen seines Planes aufmerksam machte, und Ursimus wusste auch den adligen Ministern die Not des Landes so eindringlich vorzustellen, dass sie sämtlich die Eingabe unterzeichneten. Darauf antwortete der König mit einer Kabinettsorder, die zwar die adligen Minister wegen ihrer «Ignoranz» entschuldigte, aber den «Konzipienten» wegen seiner «Malice» exemplarisch bestrafte; «sonsten bring ich die Canaillen niemals in die Subordination». Ursimus wurde kassiert und für ein Jahr auf die Festung geschickt. Ähnliche Fälle wird Herr v. Gerlach dutzendweise kennen.

Gerade die gefeiertsten preußischen Minister haben sich über die Hilf- und Ratlosigkeit der preußischen Bürokratie nie getäuscht. Der Freiherr von Stein⁶⁵ wusste nicht genug zu schelten über die «Bureaulisten», die monatlich ihr Gehalt aus der Staatskasse erhöhen und schrieben, schrieben, schrieben, gleichwohl ob es regne oder die Sonne scheine, und Bismarck⁶⁶ schalt gar noch gröber über jene Mischung von Bosheit und Dummheit, die den Geheimen Rat mache. Am treffendsten aber hat ein namhaftes Mitglied der preußischen Bürokratie, der, wie einst Ursimus, seine rühmliche Verwaltungstätigkeit auf der Festung enden musste, hat Franz Ziegler das eigentliche Wesen dieser Erscheinung gerade anderthalb Jahrhunderte nach ihrer Geburt, im Jahre 1864 mit den Worten gekennzeichnet: «Man muß ein eingeschulter Bureaukrat sein, wie ich selbst, um genau zu wissen, welch ein grandioser Wunderbau der preußische Staat ist, an dem das Bas empire (das oströmische Reich der byzantinischen Kaiser) bei weitem nicht heranreicht. Es gibt nichts Raffinierteres als die



Denkmal von Franz Mehring am Franz-Mehring-Platz in Berlin-Friedrichshain.
Foto: Achim Raschka/CC-BY-SA-4.0

Methode, mit der er seine Beamten heranbildet und ihnen bevor sie reif sind, in einer bewunderungswürdigen Dressur alle geistigen und moralischen Rippen bricht.»

Ist es da wirklich ein Wunder, dass eine Jahrhunderte lang so erzogene Bürokratie jeder Initiative, jeder Spannkraft, jeder Umsicht entbehrt? Ein Wunder wäre vielmehr, wenn es anders wäre. Die Bürokratie erweist sich nach großen Siegen ebenso unfähig wie einst nach der Niederlage von Jena⁶⁷. Wie Stein und das Preußenlied ganz richtig sagt: Ob düster Tag, ob heller Sonnenschein, die Bürokraten antworten in dem ganzen Unfehlbarkeitsdünkel ihrer Unfähigkeit mit dem Chor der Braut von Messina⁶⁸: Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen. Das wird auch nicht anders werden, als bis der «grandiose Wunderbau» des altpreußischen Staates bis auf den letzten Stein abgetragen worden ist, und man muss hoffen, dass die Massen diesen einfachen Zusammenhang endlich erkennen werden, nachdem er ihnen in diesem Weltkriege mit den härtesten Stockschlägen auf den Magen eingepaukt worden ist.

Aus: Leipziger Volkszeitung. Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes, 24. Jg., Nr. 301, 28. Dezember 1917.

64 Im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) kämpften alle europäischen Großmächte um Machtbalance und territoriale Gewinne in Europa, um Kolonien und Einfluss in Nordamerika, Indien und Afrika, um die Herrschaft über die transatlantischen Seewege sowie um Handelsvorteile. Im Wesentlichen standen Preußen und Großbritannien einer Allianz aus der Habsburgermonarchie, dem Heiligen Römischen Reich sowie Frankreich, Russland und Spanien gegenüber. Als Verbündete kamen auf beiden Seiten weitere kleinere und mittlere Staaten wie Kurhannover und Kursachsen hinzu.

65 Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein (1757–1831) war als preußischer Staatsmann Kopf der Reformen zwischen 1806 und 1813.

66 Fürst Otto von Bismarck (1815–1898) war von 1871 bis 1890 erster Reichskanzler des Deutschen Reiches, gilt als Reichsgründer und Begründer des Sozialstaates.

67 In der Schlacht bei Jena und Auerstedt erlitt die preußische Armee am 14. Oktober 1806 eine schwere Niederlage gegen die französischen Truppen Napoleon Bonapartes.

68 «Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder» ist ein Drama von Friedrich Schiller.

Franz Mehring

Vom Militärstaat

Die allgemeine Enttäuschung, die die Erklärung vom 28. Dezember⁶⁹ hervorgerufen hat; ehrt gewiss die patriotische Vertrauensseligkeit der Enttäuschten, aber sie ist nicht ebenso schmeichelhaft für ihre politische Einsicht. Wie konnten sie sich nur einbilden, die deutsche Regierung werde sich offen und unbefangen, durch praktische Handlungen, auf den Boden eines demokratischen Friedens stellen? Welche Tatsache aus der deutschen Vergangenheit gab ihnen zu dieser Hoffnung auch nur das geringste Recht?

Man antwortet vielleicht: Tatsachen freilich wohl nicht, aber doch Worte, wie sie beispielsweise Graf Czernin⁷⁰ noch drei Tage früher, zugleich im Namen der deutschen Regierung gebracht hat. Ja, Worte! «Mit Worten lässt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten.»⁷¹ Auch ein «demokratisches» System, über das die Regierungssozialisten in hellen Jubel ausbrechen mögen. Es liegt uns dabei durchaus fern, damit anzudeuten, dass die Regierung allerlei Rosstäuscherkünste betreibe. Beim Gebrauch von Worten kommt eben alles darauf an, was der Sprecher darunter versteht; «wie ich sie auffasse», meinte der ehemalige Reichskanzler Michaelis⁷², der sich wenigstens mit diesem geflügelten Wort ein Plätzchen in der deutschen Geschichte gesichert hat.

Wenn sich die Mehrheitsparteien, und die Scheidemänner⁷³ an ihrer Spitze, nun einmal einbilden, Deutschland «demokratisiert» und «parlamentarisiert» zu haben, und im holden Rausche ihrer Einbildung der Regierung alles bewilligen, was diese verlangt, soll da die Regierung diesen für sie so vorteilhaften und für die Träumer so süßen Traum durch die raue Erklärung verscheuchen: Kinder, täuscht euch nicht, wir sind noch immer die Alten. Das wäre ein Rigorismus der Wahrheitsliebe, den selbst ein Kant⁷⁴ der menschlichen Gebrechlichkeit nicht zugemutet hat. Dem kategorischem Imperativ des Alten⁷⁵ von Königsberg wird schon genügt, wenn die Regierung den Schwärmern erklärt: Na ja, wenn ihrs so nennen wollt, uns solls auch recht sein.

An dieser Stelle ist die «Demokratisierung» und «Parlamentarisierung» stets als eine Sache behandelt worden, die keinen Pfifferling⁷⁶ wert ist. Was ist denn für ein Unterschied zwischen Hertling⁷⁷, Michaelis und Bethmann⁷⁸? Es sei denn, dass der eine etwas geschickter die Worte setzen mag als der andre. Aber in der Sache selbst ist sogar mit dem Mikroskop kein Unterschied zwischen ihnen zu entdecken. Sie sagen heute Ja und morgen Nein, und übermorgen beweisen sie, dass ihr Nein eigentlich doch ein Ja sei. Und die Gläubigen hören nicht auf zu glauben. Von den bürgerlichen Parteien wollen wir gar nicht erst reden; sie, und zumal die Liberalen, leben ja von Selbsttäuschungen. Aber dass die Regierungssozialisten, die doch einmal in ihren Marx wenigsten hineingerochen haben, sich allen Ernstes einbilden können, ein großer Militärstaat mit einer jahrhundertalten Überlieferung könne durch eine oder ein paar zweideutige Resolutionen eines ohnmächtigen Reichstages im Handumdrehen umgekrempelt werden, das heißt, die Grenzen menschlicher Dummheit um eine beträchtliche Spanne weiterrücken.

Solange die Welt steht, hat ein Militärstaat noch niemals, wenn er einen militärisch erfolgreichen oder auch nur nicht ganz erfolglosen Krieg geführt hatte, aus freien Stücken auf die Eroberungen verzichtet, die er unter den gegebenen Umständen machen konnte oder auch nur machen zu können einige Aussicht hatte. Es wäre sinnlos, ihn deshalb anzuklagen, denn niemand kann wider sein innerstes Wesen handeln. Ein großer Militärstaat, der in einem langen Kriege das Blut des Volkes in Strömen vergossen hat, kann sich nicht, als mit dem einzigen Lohne seiner Anstrengungen, mit dem tröstlichen Bewusstsein abfinden, dass er einen dauernden Frieden auf demokratischer Grundlage erfochten habe, also ein Völkerrecht, das ihn und seinesgleichen für alle Zukunft unmöglich macht. Nicht einmal die bloße Zumutung, sich durch seinen Edelmut unsterblich zu machen, geht in den Kreis seiner Vorstellungen hinein; er versteht sie nicht, so wenig wie irgend jemand sonst sie ver-

69 Am 28. Dezember 1917 fand zwischen Deutschland sowie Österreich-Ungarn und Russland in Brest-Litowsk die vorläufige Einigung über die Beendigung des Kriegszustandes und das Ausscheiden von Polen, Litauen, Kurland, Teilen Estlands und Livlands aus dem Russischen Reich statt.

70 Ottokar Czernin (1872–1932) war während des Ersten Weltkriegs (Dezember 1916 bis April 1918) k.u.k. Minister des Äußeren.

71 Johann Wolfgang Goethe: Faust I. Der Tragödie erster Teil.

72 Georg Michaelis (1857–1936) war vom 14. Juli bis 1. November 1917 Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident.

73 Anspielung auf den Sozialdemokraten Philipp Scheidemann (1865–1939), der am 9. November 1918 die Deutsche Republik proklamierte. 1919 wurde er von der Nationalversammlung zum Reichsministerpräsidenten gewählt. Er trat noch im selben Jahr zurück.

74 Immanuel Kant (1724–1804) lebte und lehrte als Philosoph in Königsberg.

75 «Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.»

76 Einst gehörte der Pfifferling zu den am häufigsten vorkommenden Pilzsorten und war daher billig, fast wertlos.

77 Graf Georg von Hertling (1843–1919) war vom 1. November 1917 bis zum 30. September 1918 Reichskanzler.

78 Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921) war von 1909 bis 1917 Reichskanzler.

stehen würde, der in seiner Haut steckte; wer hätte denn auch Blut und Schweiß in Strömen vergossen, nur um sich die Gewissheit seines Selbstmordes zu sichern?

Mit dem Lamentieren über die Erklärung des 28. Dezember ist also gar nichts getan. Sie spricht aus, das, was ist. Ein Vorzug, der sich den schönen Reden des Grafen Hertling so wenig nachrühmen lässt, wie er sich den sänftigen Reden der Herren v. Bethmann und Michaelis nachrühmen ließ. Zwar der Wille der deutschen Volksmassen sträubt sich entschieden gegen die Erklärung vom 28. Dezember; an dieser Tatsache kann aller Spektakel der Vaterlandspartei und ähnlicher Klüngel nichts ändern. Aber es fragt sich, ob sich dieser Wille zu einem Gegengewicht organisieren lässt, der die Appetite des Militärstaats zu bändigen vermag. Der nächste dazu, diese Aufgabe zu lösen, wäre der deutsche Reichstag, allein diese treffliche Körperschaft hat sich längst mit Würde in die bescheidene Rolle zu fügen gewusst, zu Hause bei Muttern hinterm Ofen zu hocken, sobald entscheidende Würfel über die Schicksale der Nation zu rollen beginnen.

Die Regierungssozialisten ihrerseits freilich haben eine Tat vollbracht, die sich gegen die Erklärung des 28. Dezember wendet, eine «große Tat in Worten», bei denen es nach dem berühmten Muster ihrer Gönner von der Regierung ganz darauf ankommt, wie man sie auffasst. Wie alle Parteien, die sich in eine Sackgasse verrannt haben, aus der es keinen Ausweg

mehr gibt, haben sie sich als letzte Zuflucht eine Resolutionsschmiede errichtet, aus der sie ihre «Null- und Nichtigkeits»-Erklärungen in die Welt senden. Aber der Militärstaat lässt sich dadurch nicht schrecken, dass seine Gefangenen mit ihren Ketten rasseln, und selbst die verschämten Drohungen, zu denen sich die Scheidemänner ganz von hintenherum versteigen, werden ihn so wenig erschüttern, wie sich ein granitener Turm dadurch erschüttern lässt, dass eine Kinderschar ihn mit Muscheln einzuwerfen droht.

So sieht die gegenwärtige Lage trübe genug aus. Aber dennoch: Der prinzipientreue Sozialismus darf und kann niemals verzweifeln; er wäre nur dann verloren, wenn er selbst die Flinte ins Korn würde. Es ist sein unveräußerliches Erbteil, auch in des Schiffbruches Knirschen nicht zu verzagen. Wie der sterbende Saint Simon⁷⁹ das Häuflein seiner Jünger tröstete: Man muss begeistert sein, um große Dinge zu vollbringen, und wie der sterbende Rodbertus⁸⁰ in dem Augenblick, wo seine Hoffnungen auf eine soziale Reformpolitik an der Profitsucht der herrschenden Klassen zusammengebrochen waren, dennoch die Zukunft in einem wunderbaren rosigen Schimmer sah, so sehen wir durch die nächtlichen Gewitterwolken die Morgenröte eines neuen Tages dämmern. Und wir liegen noch nicht im Sterben, sondern sind voll frischen Lebens.

Aus: Leipziger Volkszeitung. Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes, 25. Jg., Nr. 11, 14. Januar 1918.

79 Henri de Saint-Simon (1760–1825) gilt als ein Wegbereiter der wissenschaftlichen Soziologie und des utopischen Sozialismus.

80 Johann Karl Rodbertus (1805–1875) gilt als Begründer des Staatssozialismus.

IMPRESSUM

Herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung

V. i. S. d. P.: Uwe Sonnenberg

Straße der Pariser Kommune 8A · 10243 Berlin · www.rosalux.de

ISBN 978-3-948250-58-4 · Redaktionsschluss: Dezember 2022

Layout/Satz: MediaService GmbH Druck und Kommunikation

Diese Publikation ist Teil der Öffentlichkeitsarbeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung.
Sie wird kostenlos abgegeben und darf nicht zu Wahlkampfzwecken verwendet werden.